

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

4 (18.2.1937)

Die badische Schule

Verantwortlich: Lehramtsassessor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstr. 13b

Zum 20. April 1937.

Hitler und seine Kampfgenossen, sie scheinen uns wie Gottesgeschenke aus einer längst versunkenen Vorzeit, da Rassen noch reiner, Menschen noch größer, Geister noch weniger betrogen waren. Wir fühlen das, und die Geschenke sollen uns nicht genommen werden. Dieser Gedanke allein muß schon genügende Festigkeit verleihen, um die Völkischen zusammenzuhalten zu ihrem großen Ziel: mit Hitler . . . ein neues Deutschland zu gründen, in dem deutscher Geist nicht nur etwa wieder einigermassen geduldet und außer Kertern gelassen wird, nein, in dem er geschützt, gepflegt, betreut und dann endlich wieder gedeihen und sich weiter entwickeln kann . . . Die Universitäten und ihre Schüler haben versagt . . .; es ist aber auch viel besser, „der Mann aus dem Volke“ macht es. Er ist da; er hat sich als Führer der Ehrlichen gezeigt; wir folgen ihm.

Schlussworte der im Mai 1924 von P. Lenard verfaßten und von J. Stark mitunterzeichneten Kundgebung.

Die Aufteilung der Erde.

Von Gouverneur a. D. Dr. Th. Seitz.

So alt wie die Geschichte der Menschheit ist das Problem der Aufteilung der Erde. Soweit wir die Verhältnisse primitiver Völker aus alter und neuerer Zeit kennen, ob sie in Familien, Sippen, Stämmen oder größeren Volksgemeinschaften lebten oder noch leben, überall ist die Grundbedingung ihres Daseins der Erwerb und die Sicherung des für ihre Ernährung erforderlichen Landbesitzes. Der viehzucht-treibende Nomade kämpft um sein Weideland, der sesshafte Bauer um seinen Acker, der von Jagd und dem Sammeln wildwachsender Früchte lebende Buschmann um sein Revier in Urwald und Steppe. Alle brauchen trotz ihrer geringen Bedürfnisse wegen ihrer primitiven und extensiven Wirtschaft unverhältnismäßig viel Raum, so daß trotz geringer Kopffzahl und scheinbarem Überfluß an Land immer wieder Kämpfe um neue Aufteilungen an Grund und Boden entstehen. Selten nur werden solche Streitfragen im Wege der Verständigung gelöst und das biblische: „Willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten, oder willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken“ war und ist die Ausnahme. Aber ein Charakteristikum hat bei primitiven Völkern der Kampf um Landbesitz wohl immer, er entspricht einem tatsächlichen Bedürfnis dessen, der mehr Land begehrt. Erst später bei gesteigerten Bedürfnissen, höherer Kultur kommen beim Streit um den Raum der Erde andere Motive dazu: vor allem Macht- und Goldhunger und selten kulturelle und dann im wesentlichen religiöse Momente.

Wenn wir die Geschichte der Menschheit überblicken, soweit sie uns bekannt ist, so sehen wir einen dauernden Wechsel in der Aufteilung der Erde. Aus Kleinen, vorher kaum beachteten Anfängen tauchen Völker auf, gründen große, über weite Länder ausgedehnte Staatenwesen und werden durch die Notwendigkeit, das einmal Gewonnene zu schützen, zu immer weiteren Eroberungen getrieben, bis sich die Flut bricht und der ganze stolze Bau entweder auf einmal zusammenstürzt oder langsam zerbröckelt.

Den Gründen für Aufstieg und Verfall großer Reiche bis in die letzten Tiefen nachzugehen, ist nicht möglich und wird nie möglich sein, denn nie kann sich der Lebende, und sei er auch der tüchtigste Geschichtsforscher, vollständig in fühlen und Denken dahingegangener Generationen hineinversetzen. Dazu werden unsern Nachkommen auch die modernen Parlamentsverhandlungen, Denkschriften und Kommissionsberichte nicht viel nützen, denn alle diese schönen Einrichtungen werden ja recht oft mehr dazu benützt, um die innersten Motive des Handelns zu verschleiern als sie klar zu legen. Eines ist sicher: im Laufe der Jahrhunderte ist es mehr und mehr Brauch geworden, daß die Sieger im Kampf um eine Neuverteilung der Erde ihren

Eroberungen ein moralisches Mäntelchen umhängen, sei es, daß sie sich, wie der römische Senat in den späteren Zeiten der Republik, auf die Verpflichtung zum Schutz getreuer Bundesgenossen beriefen, oder sich, wie Wilhelm der Eroberer, ihr Recht von der höchsten geistlichen Gewalt, dem Papste, verbriefen ließen, oder aber, wie Wilson und Genossen, ihre moralische Rechtfertigung in der Verleumdung des unterlegenen Gegners suchten. Gewonnen aber hat dadurch die internationale Moral seit dem Altertum gar nichts, im Gegenteil man wird sich fragen müssen, ob nicht des alten Cato brutales „ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ sympathischer ist als die heuchlerische Behauptung der Männer von Versailles, um der ewigen Gerechtigkeit willen das deutsche Volk vernichten zu müssen. Auch religiöse Momente haben hier und da bei der Neuverteilung der Erde mitgespielt, so besonders bei dem Aufstieg des Islam.

Für einzelne der großen Erscheinungen der Weltgeschichte, wie z. B. die Mongolenstürme, werden die Ursachen immer dunkel bleiben. Das Auftreten einzelner gewaltiger Persönlichkeiten mit großen Zielen und noch größerem Ehrgeiz genügt nicht zur Erklärung derartiger Erschütterungen der Welt, denn um Wollen und Können großer Eroberer in die Tat umzusetzen, müssen Zeiten und Völker reif sein.

Die heutige Verteilung des Raumes der Erde beruht zum großen Teil auf den Folgen, die sich für die Völker des Abendlandes aus der Auffindung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas ergeben haben.

Das 16. Jahrhundert war das Jahrhundert der spanischen und portugiesischen Eroberungen, im 17. traten an Stelle der langsam hinsinkenden spanischen und portugiesischen Macht Holländer, Engländer und Franzosen, und im 18. kämpften Engländer und Franzosen um die Vorherrschaft, bis nach den napoleonischen Kriegen England als unbestrittener Herr der Meere und trotz des Verlustes seiner alten nordamerikanischen Kolonien als erste Kolonialmacht dastand. Dann begann mit der Eroberung Algiers eine neue Ära der französischen Kolonialpolitik und fast schien es als ob durch Gründung des Kongostaates und den Eintritt der neuen Großmächte Deutschland und Italien sich eine Verschiebung in den überseeischen Besitzverhältnissen anbahnen sollte, bis der Weltkrieg von neuem das Übergewicht der Engländer und Franzosen herstellte.

Bei diesen Entdeckungen und Eroberungen haben die verschiedenen Motive zusammengewirkt, neben wirklich erstem Forscherdrang die wildeste Abenteuer- und Gewinnjucht, neben politischen Machtgelüsten auch, besonders bei Vertretern der katholischen Staaten, eine

noch aus der Kreuzzugsstimmung stammende glühende Religiosität.

Die ganze neue Verteilung der Erde in den letzten vier Jahrhunderten beruht neben der gleichzeitig erfolgten Eroberung Sibiriens durch die Russen auf kolonialen Eroberungen. Die Verschiebung der Besitzverhältnisse in Europa spielen dem gegenüber gar keine Rolle. Die größte Bedeutung für die Umgestaltung der Besitzverhältnisse seit dem 18. Jahrhundert hatten nicht etwa die französische Revolution und die folgenden napoleonischen Kriege, sondern der Freiheitskampf der englischen Kolonien in Nordamerika und der Abfall der spanischen Kolonien in Mexiko, Mittel- und Südamerika.

So ergibt sich heute folgendes Bild von der Verteilung der Erde:

	qkm	Bevölkerung in 1000
Britisches Reich (ausschließlich Ägypten)	35 597 000	511 612
Französisches Reich	12 546 000	86 110
Niederlande	2 080 000	69 258
Belgien	2 469 000	21 283
Portugal	2 187 000	15 519
Spanien	837 000	25 000
Italien (mit Abessinien)	1 420 000	50 000?
Japan (ohne Mandschuko)	678 000	92 000
Vereinigte Staaten von Amerika	9 682 000	140 000
Russische Sowjetrepubliken	21 274 000	168 000
China	620 000	329 000

Von den verbleibenden 35 000 000 qkm (bei Annahme einer Erdoberfläche von 133 000 000 qkm) hat Deutschland eine Fläche von 470 000 qkm mit 67 Millionen Einwohnern.

Wenn man das asiatische Rußland und die Nebenländer Chinas nicht als koloniales Gebiet betrachtet, so ergibt sich, daß über 56 000 000 qkm reines Kolonialland sind, also bei einer Gesamtgröße von rund 133 000 000 qkm berechnet die Hälfte der Erdoberfläche.

Die Bevölkerungsdichte für die einzelnen Staaten einschließlich ihrer Kolonien beträgt:

Britisches Reich	15 Einwohner pro qkm
Französisches Reich	7 " " "
Niederlande	34 " " "
Belgien	8 " " "
Portugal	7 " " "
Spanien	31 " " "
Sowjet-Union	8 " " "
Italien	35 " " "
China	30 " " "
Japan	103 " " "
Ver. Staaten von Amerika	14 " " "

Im Deutschen Reich leben 143 Menschen auf den qkm. Kein anderer Staat auf dieser Erde kommt, wenn man, was ja selbstverständlich ist, den Kolonialmächten ihre Kolonien anrechnet, auch nur annähernd an die Bevölkerungsdichte Deutschlands heran.

Daraus ergeben sich für uns Deutsche zwei Tatsachen: einmal, daß das Deutsche Reich neben Polen der einzige große Staat Europas ist, der kein überseeisches Gebiet besitzt und sodann, daß von allen Staaten dieser Erde im Deutschen Reich die größte Zahl von

Menschen auf einen qkm kommen, wir also der an Land ärmste Staat dieser Erde sind und mit Recht das Volk ohne Raum genannt werden.

Bei der Verteilung der Erde sind wir Deutsche 3. St. das Achtenbrödel. Das wirkt sich besonders schwer auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik aus. Betrachtet man die europäischen Staaten mit Kolonialbesitz, so verfügen England, Frankreich, und neuerdings nach der Eroberung Abessiniens auch Italien über große, ohne weiteres durch Menschen weißer Farbe besiedlungsfähige Gebiete. Dabei bedarf Frankreich derartiger Gebiete nicht einmal, denn im europäischen Frankreich kommen ja nur 76 Menschen auf den Quadratkilometer, eine recht geringe Zahl bei dem natürlichen Reichtum des Landes.

Anders liegen die Dinge bei England. Den Engländern stehen gewaltige Landmassen in Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland zur Verfügung, die zweifellos für Besiedlung mit Europäern geeignet sind, und man sollte meinen, daß für das Mutterland des britischen Reiches, d. h. England mit Wales und Schottland, bei einer Bevölkerungsdichtigkeit von rund 200 Menschen pro qkm eine Entlastung durch Abschiebung eines Teils der Bevölkerung auf die großen Kolonien ein Bedürfnis wäre. In der Tat haben schon während des Weltkrieges derartige Bestrebungen eingesetzt, aber bisher hat die so viel gerühmte mit staatlichen Mitteln reichlich unterstützte Empire Migration doch nur recht dürftige Ergebnisse erzielt. Das muß entweder an der Tatsache liegen, daß die europäischen Engländer in ihrer Mehrzahl zu Kolonisten nicht mehr geeignet sind — eine Tatsache, die man in England schwerlich zugeben wird — oder aber daran, daß eben trotz der großen Bevölkerungsdichtigkeit eine Auswanderung über das gewöhnliche, durch das Vorhandensein der Kolonien an sich gegebene Maß hinaus nicht notwendig ist, weil eben die Kolonien die Wirtschaft des Mutterlandes so stärken, daß es gerade dadurch eine viel größere Bevölkerung erhalten kann als ein Land ohne Kolonien. Denn auch tropische Kolonien nehmen, selbst wenn sie heute eine Besiedlung mit Weißen noch nicht zulassen, Jahr um Jahr eine größere Anzahl von Europäern, sei es im Staatsdienst, sei es in der Wirtschaft, auf und jeder dieser Europäer trägt mit seinen Bedürfnissen dazu bei, in der Heimat Arbeit zu schaffen. Auf Grund möglichst genauer Berechnungen wurde festgestellt, daß in den deutschen Kolonien vor dem Kriege jeder dort befindliche Deutsche etwa fünf Arbeitern in der Heimat Arbeit verschaffte.

So lange wir keine Kolonien besitzen, fällt diese Möglichkeit der Arbeitsbeschaffung weg. Wie man uns, immer noch unter dem Eindruck des Zusammenbruchs im Jahre 1918 stehend, behandeln zu können glaubt, beweist die uns immer wieder empfohlene Beschränkung der Geburtenzahl. Daß ein kräftiges Volk sich darauf nicht einlassen kann, bedarf keiner Begründung. Aber wohin mit dem Überschuss der Bevölkerung? Die Auswanderung nach fremden Staaten war schon früher ein zweischneidiges Schwert. Erfahrungsgemäß gehen die Auswanderer in ihrer großen Mehrheit spätestens in der dritten Generation ihrem Volkstum verloren. In früheren Zeiten konnten sich wohl deutsche Volks-

gemeinschaften auch unter fremder Flagge halten. Heute, wo nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Welt das National- und Rassegefühl dauernd im Steigen begriffen ist, strebt jeder Staat danach, alle stammesfremden Elemente sich möglichst rasch anzugleichen. Man beschränkt deshalb die Zuwanderung stammesfremder Elemente aufs äußerste und verhindert vor allem die Neubildung geschlossener Siedlungen der Zuwandernden. So hat das Auslandsdeutschtum, besonders in den überseeischen Ländern, eine außerordentlich schwere Stellung. Die überspannten Erwartungen, die man nach Ausgang des Weltkrieges in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung an das früher kaum beachtete Auslandsdeutschtum geknüpft hatte, können sich unter den heutigen Verhältnissen unmöglich erfüllen. Jedenfalls kann das Auslandsdeutschtum niemals ein Kolonialdeutschtum ersetzen, das, wie es in Südwestafrika vor dem Kriege der Fall war, imstande wäre, ein überseeisches Staatswesen deutschen Charakters und deutschen Stammes zu gründen. Ein solches Staatswesen aber wäre nicht nur eine wünschenswerte kulturelle und wirtschaftliche Ergänzung für unser Volkstum, es wäre auch eine politische Schule ersten Ranges. Wenn man sich fragt, warum es den Engländern seit nunmehr bald drei Jahrhunderten gelungen ist, über alle inneren Schwierigkeiten ohne große Erschütterungen wegzukommen, so liegt es sicher zum guten Teil an der Tatsache, daß jahraus jahrein tausende von Engländern als Kaufleute, Beamte, Soldaten, Pflanzler und Missionare hinausgingen in die Kolonien und dort immer auf Vorposten für das größere Britannien lernten, daß für einen Staatsbürger über alles gehen muß der Grundsatz: *salus publica suprema lex*. Das gilt besonders seit dem Verlust der alten nordamerikanischen Kolonien. Selten, sehr selten lernen die Völker aus ihrer Geschichte. Die Engländer haben aus dem Verlust dieser Kolonien gelernt, daß man ein großes Reich mit den Mitteln der Gewalt allein auf die Dauer nicht zusammenhalten kann und das hat ihrer ganzen Politik eine Elastizität gegeben, die sich bisher allen Stürmen von außen und von innen gewachsen gezeigt hat.

Die Unmöglichkeit, den Überschuss unserer schon an sich allzu dichten Bevölkerung in eigenen Kolonien oder auch nur im Ausland unterzubringen, die für uns so ungünstige Verteilung des Raumes der Erde zwingt uns, aus unserem Lande alles herauszuholen, was der Boden herzugeben vermag, aus den Schätzen unseres Bodens Ersatz herzustellen für die Rohstoffe, die uns fehlen, um unsere Wirtschaft möglichst aus sich selbst heraus im Gang zu halten. Man bezeichnet das als Streben nach Autarkie, d. h. zu deutsch nach wirtschaftlicher Selbständigkeit. Daß es eine absolute Autarkie unter kulturell hochstehenden Völkern nicht geben kann, ist klar, denn absolute Autarkie würde absolute Isolierung bedeuten. Aber, daß man es uns übernimmt, wenn wir nach möglichster wirtschaftlicher Selbständigkeit streben, nach dem man doch unsern Anteil am Welthandel mit allen Mitteln zu vernichten suchte, das ist eine der größten Unbegreiflichkeiten unserer an Ungereimtheiten so reichen Zeit.

Um unsere wirtschaftliche Lage klar zu erkennen, braucht

man nur auf dem Gebiete der Rohstoffe einen Vergleich mit dem britischen Reich zu ziehen.

Die Engländer haben weitaus den größten Anteil an den Goldvorkommen der Welt, in Südafrika, Australien, der Goldküste und neuerdings in dem ehemals deutschen Teil von Neu-Guinea; sie haben Platina und Diamanten in Südafrika, Kupfer in Nordrhodesien in solchen Massen, daß die Minen, um den Kupferpreis nicht allzusehr zu drücken, zum Teil stille liegen. Wir haben weder Gold noch Platina, noch Diamanten, nicht einmal Kupfer in ausreichender Menge. Aber Neu-Guinea und Südwestafrika, die uns Diamanten und Kupfer brachten, hat man uns genommen. Die Engländer haben Kautschuk im Überfluß allein auf ihren Plantagen in den Straits Settlements — auch hier mußte der Betrieb wegen Überproduktion eingeschränkt werden —, sie haben Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Kakao, mehr als sie brauchen in ihren westafrikanischen Kolonien, besonders in Nigieren und der Goldküste — letztere ist der größte Kakaolieferant der Welt —, trotzdem hat man uns Kamerun genommen, die Kolonie, die auch uns alle diese Rohstoffe brachte.

Die Engländer haben, ganz abgesehen von dem noch immer unter ihrer Kontrolle stehenden Ägypten, Baumwollgebiete in Nigieren und im Sudan, die so ausdehnungsfähig sind, daß sie den Bedarf des britischen Reiches mehr als decken könnten, trotzdem hat man uns Deutsch-Ostafrika und Togo, wo unser Baumwollbau im Anfangsstadium stand, aber die besten Erfolge versprach, genommen.

Die Engländer haben in Kanada und Australien Kornkammern, die niemals ganz versagen werden, denn es ist kaum damit zu rechnen, daß in diesen weit voneinander, unter ganz andern Längen- und Breitengraden gelegenen Gebieten jemals zu gleicher Zeit eine Missernte eintreten wird. Sie haben in Australien und Südafrika die größten und besten Wollschafzuchten der Welt — dazu haben sie uns noch unsere Karakul- und Wollschafzucht in Südwestafrika weggenommen, denn wenn auch diese Zuchten in Südwestafrika immer noch in Händen deutscher Farmer sind, für unsere Volkswirtschaft sind sie infolge der britischen Zollpolitik leider andern ausländischen Zuchten gleichgestellt.

Diese kurze Gegenüberstellung zeigt, welche Folgen die neue Aufteilung der Welt durch den Vertrag von Versailles für uns hatte, sie zeigt aber auch, daß in dem britischen Reich in ganz anderm Maße als bei uns die Unterlagen für eine wirtschaftliche Autarkie gegeben sind. Rohstoffe, für die wir künstlichen Ersatz schaffen müssen, bietet die Natur den Engländern in dem riesigen britischen Reich im Überfluß. Und die Engländer sind nicht die Leute, die sich diesen Vorteil entgehen lassen. Sie waren Freihändler, solange sie fast ausschließlich die Märkte der Welt beherrschten und der Freihandel ihnen nur Vorteile brachte. So wie sich aber die fremde Konkurrenz im britischen Reich in unliebsamer Weise bemerkbar machte, warfen sie die Freihandelstheorien über Bord und griffen zum Schutzzoll, der Schutzzoll aber ist der erste Schritt auf dem Wege zur Autarkie. Wir sehen auf diesem Wege nicht nur die Engländer, ebenso die Franzosen

mit ihrem riesigen Kolonialreich, ebenso Nordamerika und Rußland — die Politik aller großen Staaten ging schon längst vor dem Weltkrieg bewußt oder unbewußt dahin, große in sich selbst geschlossene und sich selbst genügende Wirtschaftskörper zu schaffen. Auch wir waren auf diesem Wege, man hat uns diesen Weg durch Wegnehmen unserer Kolonien zu versperren gesucht.

Wenn so die derzeitige Aufteilung der Erde für uns Deutsche außerordentlich ungünstig und auf die Dauer unerträglich ist, so fragt es sich, ob diese Aufteilung als endgültig hingenommen werden muß. Die Männer von Versailles waren zweifellos dieser Ansicht, sie glaubten, die Welt nunmehr endgültig aufgeteilt zu haben und glaubten ihr Werk zu sichern, indem sie zum Wächter ihrer Neuordnung den Völkerbund einsetzten. Aber ein Blick in die Weltgeschichte zeigt, daß der Ewigkeitswert dieser Neuaufteilung doch ein recht zweifelhafter ist. Das bei den Verhandlungen von Versailles neben dem Bestreben, Deutschland als wirtschaftlichen Konkurrenten auf die Dauer zu vernichten, am klarsten zu Tage tretende Motiv war zweifellos die brutale Rachsucht. Wenn man aber näher zusieht, wenn man bedenkt, mit welcher Masse von unmittelbaren und mittelbaren Sicherungen das sog. Friedenswerk von Versailles umgeben wurde, so kann man sich des Eindrucks nicht entwehren, daß diesem Tun ein Gefühl innerer Schwäche, eine geheime Sorge für die Zukunft inne wohnte. Ein Sieger, der sich seiner Kraft bewußt ist, wird sich auch im Augenblick des höchsten Triumphes ein gewisses Maß von Vernunft bewahren, das die Männer von Versailles durchaus vermissen ließen. Ihr Verhalten ist zweifellos zum Teil zurückzuführen auf den Eindruck, den die gewaltige Kraftentfaltung Deutschlands in dem vierjährigen Kampfe hervorgebracht hatte, zum Teil aber wohl auf jenes unbestimmte Gefühl der Unsicherheit, das am Schluß des Krieges die europäische Welt ergriffen hatte, jene Art von Krisis, die nicht nur einen politischen, sondern einen allgemeinen kulturellen Charakter trug und in den pessimistischen Abhandlungen Spenglers über den Untergang des Abendlandes ihren Ausdruck fand. Nun hatte die Welt ja schon mehr als einmal derartige Krisenzustände erlebt und ist darüber hinweggekommen. Ja, die Weltgeschichte ist wohl nicht denkbar ohne derartige Krisenerscheinungen, und zwar ganz gleich, ob man im Gange der Geschichte einen dauernden Fortschritt zur immer höheren Entwicklung der Menschheit sieht, oder der Ansicht huldigt, daß die Völker dieser Erde, wenn sie eine gewisse Höhe der Macht und Kultur erreicht haben, immer wieder herabsinken ins Tal, um die Sisyphusarbeit des Aufstiegs von neuem beginnen zu müssen. Nun hat zweifellos die Menschheit seit der Neuorientierung der Welt nach der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seeweges nach Ostindien mindestens auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik

ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Welcher Unterschied zwischen der Fahrt des Columbus mit drei kleinen Segelschiffen, die von den Canarischen Inseln bis nach Guanahani 32 Tage brauchten und den Amerikafahrten der deutschen Zeppeline! Diese Fortschritte auf dem Gebiete der Technik haben sich besonders ausgewirkt im Verkehrswesen und in Verbindung mit einem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neu erwachten Forscherdrang, zu dem sich sehr bald politischer Machthunger gesellte, dazu geführt, daß es bald auf der Oberfläche dieser Erde keinen unerforschten Punkt mehr geben wird, aber auch keinen Punkt von irgendwelcher Bedeutung, der nicht einer der großen politischen Mächte unterstellt wäre.

Damit ist das Problem der Aufteilung der Erde in ein neues Stadium eingetreten. Der Gesichtskreis der Menschheit ist größer, die Erde aber für die Vorstellung der Menschen damit um so kleiner geworden. Es gibt für die zivilisierten Völker auf dieser Erde keine Gebiete mehr, in die man vorstoßen könnte, um sich neuen Raum für seine Lebensbedürfnisse und seinem Tätigkeitsdrang zu erwerben, ohne auf den Besitzanspruch fremder Mächte zu stoßen. Damit ist die Aufteilung der Erde zu einer Angelegenheit aller Völker geworden, die zu einer befriedigenden Lösung nicht durch einseitige Diktate einzelner, sondern nur im friedlichen Einverständnis aller gebracht werden kann. Eine der Vernunft und den Lebensbedürfnissen der Völker so widersprechende Verteilung der Erde, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt hat und durch den Versailler Vertrag für immer festgelegt werden sollte, kann nur mit Gewalt und auch damit nur vorübergehend aufrecht erhalten werden, wenn nicht die schleichende Krise durch eine Katastrophe abgelöst werden soll. Es handelt sich hier um eine Frage, die alle Völker angeht, bei der aber für eine neue Raumverteilung in erster Linie die nur spärlich von primitiven Völkern bewohnten oder ganz unbewohnten kolonialen Gebiete in Frage kommen.

Wie in der Weltgeschichte noch jeder Stoß einen Gegenstoß ausgelöst hat, so ist auch der Gegenstoß gegen Versailles nicht ausgeblieben und er hat sich, der heutigen Verteilung des Erdraumes entsprechend, nicht zum Mindesten auf kolonialem Gebiete geltend gemacht. Er ist nicht nur von Deutschland ausgegangen, das im Kampf um seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit die bescheidensten Ansprüche stellt, er hat Italien nach Abyssinien geführt, Japan nach der Mandchurei und wird es, wenn nicht alles täuscht, noch in die Südsee führen. Das Rad der Geschichte ist im Rollen, es wird nicht aufzuhalten sein, wenn auch noch so viele künstliche Hemmungen eingelegt werden, und eine Neuaufteilung der Erde wird, wenn sie auch langsam und mit andern Mitteln und auf andern Wegen als in früheren Jahrhunderten erfolgen wird, nicht zu vermeiden sein.

Deutsche Afrikaforscher im 19. Jahrhundert.

Afrika galt bis in unsere Zeit als der dunkle Erdteil, aber nicht etwa wegen der dunklen Farbe seiner Bewohner, sondern weil weite Gebiete seines Innern bis tief in das 19. Jahrhundert hinein völlig unbekannt blieben.

Die Ursachen für seine späte Erschließung sind mannigfacher Art. Es mangelt ihm die Buchten, die in das Land hineinführen. An seine geschlossene Küste brandet das Meer mit einer Wucht, wie wir sie sonst selten finden. Die Brandungswellen werfen die Schwemmstoffe der Flüsse in die Mündungen zurück und formen sie dort zu Barren, welche die Einfahrt hemmen, oder sie bauen an den Flachküsten Vehrungen auf, hinter denen sich Strandseen stauen, die Brutstätten des Fiebers sind. Wo die Küste reicher gegliedert erscheint und Sanddünen und Lagunen fehlen, da sind es Korallenriffe, die den Schiffen gefährlich werden. In der heißfeuchten Tropenzone hindert das mörderische Klima in den Sumpfwäldern der Küste den Eintritt in das Innere. Im heißtrockenen Gebiet, wo die Wüste oft bis ans Meer reicht, wehren Hitze, Wassermangel und Dünenwälle den Zugang in das Land. Der eigenartige Aufbau Afrikas verhindert es auch, daß die Flüsse zu Verkehrswegen in das Innere werden können. Afrika ist der Kontinent der Beckenlandschaften. Die Flüsse müssen deshalb, um zum Meere zu kommen, die gegen die Küste hin gelegenen höheren Beckenränder durchbrechen. Sie sind darum in ihrem Unterlauf reich an Stromschnellen und Wasserfällen. Zu der Ungunst der Natur gesellt sich noch der feindselige Mensch, der keinen Fremden in das Land eindringen lassen will. Religiöser Fanatismus, rassistische Abneigung, Habgier, politisches Mißtrauen und Besorgnisse um Störungen in handelspolitischen Machtstellungen bilden einen Wall, dessen Durchbrechung in Afrika fast ebenso viele Opfer an Menschenleben gekostet hat, wie die Ungunst des Klimas.

Ähnliche Hindernisse finden wir zum Teil auch in anderen Erdteilen, ohne daß sie den Menschen an der Erschließung derselben gehindert hätten. Sie boten aber Schätze, welche die Opfer lohnten. Afrika hielt man aber für einen armen Erdteil, der keiner weiteren Beachtung wert erschien. Man ließ es beiseite liegen und fuhr lieber nach dem ferneren Indien, dessen Reichtümer lockten.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts änderte sich die ablehnende Haltung Afrika gegenüber, trotzdem die alten Gefahren und Hemmungen weiter bestanden. Die Ursachen für diesen Wandel liegen auf verschiedenen Gebieten. Der erste Anstoß ging von den Weltumsegelungen des James Cook aus. Durch sie wurde nicht nur eine rege Teilnahme für solche Unternehmungen geweckt, sondern auch eine innere Umstellung vollzogen. Was vorausging, waren Ent-

deckungsfahrten; es galt Erdteile zu entdecken, Seewege in ihren großen Zügen festzulegen; was jetzt folgt, sind Forschungsreisen. Cook hat diesen Übergang von den extensiven Entdeckungsfahrten zu den intensiven Forschungsreisen selbst vollzogen durch die Mitnahme wissenschaftlich vorgebildeter Begleiter. Zur Wissenschaft kam noch die Politik als fördernder Faktor hinzu. Im Jahre 1783 wurde der Friede von Versailles geschlossen, der den Nordamerikanischen Freiheitskrieg (1775/1783) beendete. England mußte die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten anerkennen. Das war ein schwerer Verlust auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete, und wir verstehen, wenn England Ersatz dafür suchte. Im Jahre 1788 entstand in London die „Afrikanische Gesellschaft zur Erforschung des Innern von Afrika“. Die Seele dieser Gründung war Joseph Banks, der wissenschaftliche Begleiter Cooks auf dessen erster Weltumsegelung. Der Forschung zu dienen und Englands Handelsinteressen in Afrika zu fördern waren das Ziel dieser „Assoziation“. Zehn Jahre nach der Gründung der „Afrikanischen Assoziation“ zog Bonaparte nach Ägypten, begleitet von einem Stab von Gelehrten, die das Land zu erforschen hatten. So lenkte auch dieses kriegerische Unternehmen den Blick nach Afrika und förderte dessen friedliche Erschließung. Die wissenschaftliche Richtung der Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts wurde durch Alexander von Humboldt (1769—1859) bestimmt. Er bereiste von 1799 bis 1804 Mittel- und Südamerika und legte die Ergebnisse seiner Reisen in einem Werke nieder, das 30 Bände umfaßt. Damit war ein Vorbild geschaffen, dem die Forschungsreisen aller Zeiten nachstreben werden.

Wenn die ersten deutschen Afrikaforscher in enger Verbindung mit England arbeiteten, so lag dies zunächst in den damaligen politischen Beziehungen zwischen England und Hannover begründet, dann aber auch in den Bemühungen eines Mannes, der über 30 Jahre lang die geistige Führung aller Forschungsreisen in der Hand hielt: Aug. Petermann (1822—1878). Er weilte von 1845 bis 1854 in England, trat dann in die Kartographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha ein und begründete im Jahre 1855 die „Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie“, die sich von allen ähnlichen Schriften dadurch unterscheiden, „daß sie auf sorgfältig bearbeiteten und sauber ausgeführten Karten das Endresultat neuer geographischer Forschungen zusammenfassen und graphisch veranschaulichen“. Es war so ein Zentralorgan für alle Forschungsreisen geschaffen, in welchem in der Regel die ersten Reiseberichte veröffent-

licht wurden, denen Petermann und sein kongenialer Schüler Bruno Hassenstein (1839—1902) die entsprechenden Karten beigaben. Dazu kamen die Anregungen und Unterstützungen, welche von den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen „Geographischen Gesellschaften“ ausgingen (1821 in Paris, 1828 in Berlin, 1830 in London, 1836 in Frankfurt a. M. usw.). Sie organisierten neue Forschungsreisen, unterstützten die Forscher mit Geldmitteln und gaben ihnen nach der Rückkehr Gelegenheit, in ihren Versammlungen über die Ergebnisse der Reisen zu berichten. Das dadurch geweckte Interesse äußerte sich in der Errichtung von Stiftungen zur Durchführung von Forschungsreisen, wie der Alexander-von-Humboldt-Stiftung und der Karl-Ritter-Stiftung in Berlin und im Erwachen des Verständnisses für koloniale Fragen.

Als die Hauptarbeit in der Erforschung von Nord- und Südafrika unter stärkster Anteilnahme deutscher Forscher geleistet war, da war es Adolf Bastian, der den Blick auf das äquatoriale Afrika lenkte, zu dessen Erschließung er im Jahre 1873 die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas“ gründete. Im Jahre 1878 vereinigte diese sich mit der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft“ zu der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ und schloß sich an die im Jahre 1876 in Brüssel vom König der Belgier ins Leben gerufene „Internationale afrikanische Assoziation“ an, die neben der wissenschaftlichen Erforschung der unbekannteren Gebiete Afrikas, auch deren Erschließung für Kultur, Handel und Verkehr sowie die friedliche Beseitigung des Sklavenhandels zum Zwecke hatte. Eine Reihe von Expeditionen wurde ausgesandt, um die gestellten Aufgaben zu lösen. Aber allmählich vollzog sich eine Wandlung in den Zielen der Forschung. Die Mächte fingen an, die noch freien Gebiete Afrikas unter sich zu verteilen. Aus den rein wissenschaftlichen Forschern, wie sie vorwiegend Deutschland und England gestellt hatten, wurden Kolonialforscher im Dienste der politischen und wirtschaftlichen Belange des Mutterlandes.

Nachdem wir in kurzem Überblick die treibenden Kräfte auf dem Gebiete der Afrikaforschung kennen gelernt haben, wollen wir aus der großen Zahl der deutschen Forscher, die auszogen, um das Dunkel Afrikas zu lichten, einige wenige auf ihren mühsamen Wegen begleiten. Es zeigt sich dabei so recht die Wahrheit von Supans Worten: „Die Afrikaforschung ist nicht eine Summe von Zufälligkeiten, vielmehr vollzieht sie sich mit einer überraschenden Folgerichtigkeit, die manchmal geradezu einen dramatischen Charakter annimmt.“ Es gibt nur wenige Gebiete, die vor allem unserer tatendurstigen und wagemutigen Jugend eine solche Fülle von Männern der Tat, der entsagungsvollsten Opferbereitschaft im Dienste einer hohen Idee vor Augen führen können, wie die Geschichte der Erschließung Afrikas. Hier arbeiten sich die großen Führerpersönlichkeiten ganz von selbst heraus. Klar und deutlich erkennen wir, daß große Unternehmungen nur dann zum Ziele führen, wenn sie planvoll durchdacht, sorgfältig vorbereitet, mit Begeisterung in Angriff genommen, aber mit ruhiger Überlegung, mit Mut und Ausdauer durch-

gekämpft werden. „Das Glück ist auf die Dauer nur dem Tüchtigen hold“ sagt Moltke. Das schließt aber, wie uns die Geschichte der Afrikaforschung leider so oft erkennen läßt, die Tragik im Leben des Tüchtigen nicht aus. Schicksale rollen sich vor uns ab, die uns tief ans Herz greifen. Das sehen wir schon bei dem ersten deutschen Afrikaforscher Friedrich Konrad Hornemann. Er ist im Jahr 1772 zu Hildesheim geboren. Schon als Knabe zeigte er eine besondere Vorliebe für die Schilderungen fremder Länder. Auf der Universität Göttingen, wo damals viele Engländer studierten, wurde er mit der englischen „African Association“ vertraut und als 19jähriger Student faßte er den Plan, Afrikaforscher zu werden. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging darauf aus, sich die dazu nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu verschaffen; er stählte seinen Körper, gewöhnte sich an eine anspruchslose Lebensweise, vertiefte sich in die afrikanische Länderkunde und in die sonstigen Wissenszweige, die ihm für seine Reisen nützlich sein könnten. Mit 23 Jahren bat er den berühmten Naturforscher Blumenbach in Göttingen, dem wir die Einteilung der Menschen in fünf Rassen verdanken, um eine Empfehlung an die „African Association“ in London. Joseph Banks hieß den Reiseplan gut, den der junge Hornemann selbst ausgearbeitet hatte und ließ ihn auf Kosten der Gesellschaft an der Universität in Göttingen in den Naturwissenschaften und in der arabischen Sprache weiter ausbilden. Am 27. September 1797 war Hornemann in Kairo, wo er sich weiter vorbereiten wollte und eine Handelskarawane abwartete, mit der er nach den Hausa-Staaten zu ziehen gedachte. Aber zunächst verhinderte die in Kairo ausgebrochene Pest die Durchführung seiner Pläne und dann die am 1. Juli 1798 erfolgte Landung französischer Truppen an der ägyptischen Küste. Doch war Bonaparte großzügig genug, den im Auftrag seiner englischen Feinde reisenden Forscher seines Schutzes zu versichern und ihn mit den erforderlichen Pässen zu versehen. Am 5. September 1798 konnte Hornemann endlich mit einer Karawane nach dem Westen aufbrechen. Die Reise verlief anfangs gut. Einige gefährliche Zwischenfälle wurden durch seine Kaltblütigkeit glücklich überwunden. Die einheimische Bevölkerung begegnete ihm wegen seines freundlichen Benehmens und seiner medizinischen Geschicklichkeit mit dem größten Vertrauen. Sein Weg führte über die Oase Siwa nach Mursuk, dem Kreuzungspunkt wichtiger Karawanenstraßen, von da quer durch die Sahara nach Kuka, der Hauptstadt des Sultanats Bornu, und dann an den Niger, den er als erster Deutscher sah. Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, bis an den Atlantischen Ozean vorzudringen, von dem er nur noch eine kurze Strecke entfernt war. Im Frühjahr 1801 erlag er am Niger in einem Alter von 28½ Jahren der Ruhr. Hätte ihn diese heimtückische Krankheit nicht hinweggerafft, so wäre ein Deutscher der erste Durchquerer Afrikas geworden. Aber auch ohne die Erreichung dieses Zieles war seine Reise von großer Bedeutung. Er hat die Oase Siwa als die Oase des Jupiter Ammon erkannt, zu der einst Alexander der Große zog. Auf seiner Reise ist er Wege gegangen, die seither kein Forscher mehr betrat. Wir verdanken ihm die genaue Bestimmung der geographischen Lage von Mursuk, so daß ein fester

Punkt für die kartographische Darstellung Nordafrikas gegeben war. Von ihm stammen die ersten zuverlässigen Berichte über die wahre Natur der Sahara und ihrer Oasen sowie über ihre Bewohner. Dabei besitzen wir von ihm nur die Aufzeichnungen über seine Reise bis Mursuk und auch diese zum Teil nur in einer Niederschrift aus dem Gedächtnis, da ein Teil der ursprünglichen Aufzeichnungen durch einen unglücklichen Zufall verloren gingen. Was er auf dem Haupttheile seiner Reise von Mursuk bis an den Niger erforscht und beobachtet hat, ist nicht nach Europa gekommen. Erst im Jahre 1819 erfuhr man die näheren Umstände über den tragischen Tod von Deutschlands erstem Afrikaforscher.

Bald folgte ein zweiter seinen Spuren: Johann Ludwig Burckhardt, ein Deutschschweizer, der aus einem alten Basler Patriziergeschlecht stammte und in Lausanne 1784 geboren wurde. Auch er studierte in Göttingen und wurde ebenfalls von Blumenbach an die Afrikanische Gesellschaft in London empfohlen. Er erhielt den Auftrag, das Schicksal Hornemanns zu erkunden und Innerafrika zu erforschen. Um seiner Aufgabe gewachsen zu sein, ließ ihn die Gesellschaft drei Jahre zu Cambridge in den Naturwissenschaften und in der arabischen Sprache ausbilden; gleichzeitig bereitete er sich auch durch Wanderungen, Barfußgehen, durch Schlafen auf bloßer Erde auf seine Reise vor. Um ihn auch mit den arabischen Dialekten vertraut zu machen, schickte ihn die Gesellschaft nach Syrien und Arabien, wo es ihm gelang, als erster europäischer Forscher nach Mekka und Medina zu gelangen. Leider ist er zur Erfüllung seiner eigenen Lebensaufgabe nicht gekommen, denn als er endlich mit einer Karawanne von Kairo aus nach der Sahara hätte ziehen können, erkrankte er auch an der Ruhr und starb 1817 in Kairo im Alter von 33 Jahren. Man darf ihn als den ersten Erforscher Nubiens bezeichnen; auch verdanken wir ihm vorzügliche Werke über Arabien und die Beduinen.

Im Jahre 1849 beabsichtigte die englische Regierung eine Expedition nach dem Innern Afrikas zu senden, deren Hauptaufgabe es sein sollte, Handelsbündnisse mit den Häuptlingen der Wüste abzuschließen und auf die Abschaffung des Sklavenhandels einzuwirken. Dorthin wollte August Petermann in England, der sofort seinen Einfluß geltend machte, daß sich ein Deutscher der Reisegesellschaft anschließen dürfe. Durch die Vermittlung des preussischen Gesandten in London wurde der Wunsch auch erfüllt und zwar fiel auf Vorschlag des Geographen Karl Ritter in Berlin die Wahl auf Heinrich Barth. Wie glücklich diese Wahl war, das zeigt die Tatsache, daß Heinrich Barth mit Gustav Nachtigal und Georg Schweinfurth zu den drei Helden der deutschen Afrikaforschung geworden ist. Barth wurde 1821 zu Hamburg geboren; schon mit 18 Jahren sehen wir ihn auf der Universität Berlin, wo er Altphilologie studierte und die geographischen Vorlesungen Karl Ritters hörte. Mit 20 Jahren machte er eine Reise durch Italien nach Sizilien. Nachdem er seine Studien abgeschlossen hatte, trat er eine große Mittelmeerreise an, die vom 31. Januar 1845 bis zum 27. Dezember 1847 dauerte und ihn nicht nur mit den Küstengebieten des Mittelmeeres vertraut machte, sondern ihn besonders in Afrika auch tiefer ins Land

hineinführte, so daß er schon auf dieser Reise mit der arabischen Sprache und dem Leben der Araber vertraut wurde und auch gelernt hatte, die Einwirkungen des afrikanischen Klimas zu ertragen. So war er auf die große Aufgabe, welche ihm bei der englischen Reise in das Innere Afrikas zufiel, wohl vorbereitet. Er sagte deshalb auch freudigen Herzens zu, wollte aber später auf Wunsch seines Vaters seine Zusage wieder zurückziehen. Als Ersatz schlug er seinen Hamburger Landsmann, den Geologen Adolf Overweg, vor. Aber die englische Regierung entband Barth nicht seines gegebenen Versprechens, wohl wissend, welche tüchtige Kraft in ihm für das ganze Unternehmen gewonnen war, gestattete aber gleichzeitig, daß sich auch Overweg an der Reise beteilige. Die Führung hatte der Engländer James Richardson. Am 11. Dez. 1849 betraten sie afrikanischen Boden und am 2. Aug. 1855 war Barth wieder am Gestade des Mittelmeeres; seine Reise hatte also fünf Jahre und acht Monate gedauert. Was er auf dieser Reise beobachtet, erforscht, gesammelt, erlebt und erduldet hat, das hat er in seinem fünfbandigen Werke: „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentral-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch seiner im Auftrag der Britischen Regierung unternommenen Reise“ niedergelegt und außerdem noch in einem Auszuge, der zwei Bände umfaßt. Die Reise führte ihn von Tripolis nach Mursuk, Ghat, Tintellust, Agades, Kano und Kufa, von hier zuerst nach Adamaua und an den Benué, dann nach Bagirmi und an den Niger und nach Timbuktu. Die Rückreise erfolgte von Kufa aus über Bilma und Mursuk nach Tripolis. Er hat die Sitten und Bräuche, die Geschichte und Sprache der von ihm durchwanderten Gebiete durchforscht. Am 18. Juni 1851 stand er als erster Europäer am Oberlauf des Benué. Ihm verdanken wir die erste eingehende Beschreibung der alten, berühmten Handelsstadt Timbuktu unweit des Nigerkniees. Seine Untersuchungen und Schilderungen sind von einer solchen Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, daß vieles davon heute noch nicht überholt ist. Wenn er auch oft dem Tode ins Auge geblickt hat und schwere Entbehrungen bestehen mußte, so ist er doch vom Glücke insofern begünstigt gewesen, daß er aus einem Reisegebiet, das seit 1788 schon sechzig Europäer als Opfer gefordert hatte, als einziger Europäer glücklich nach Hause zurückkehrte. Der Führer der Reise, James Richardson, starb schon vor der Erreichung von Kufa am 4. März 1851. Am 27. September 1852 erlag auch Adolf Overweg am Rande des Tsadsees, durch dessen Erforschung er sich berühmt gemacht hat, im Alter von noch nicht ganz dreißig Jahren dem Fieber. Auch der dritte Deutsche, der im Frühjahr 1853 auf Betreiben von August Petermann nachgesandt worden war, der Astronom Eduard Vogel, kehrte nicht mehr in die Heimat zurück. Er ist im Februar 1856 im Alter von 27 Jahren in Wadaï auf Befehl des dortigen Sultans erschlagen worden. Nach dem Tode Richardsons wurde Barth mit der Führung der Expedition betraut. Die großen Erfolge des Unternehmens sind in der Hauptsache sein Verdienst. Seine Heimkehr glich einem Triumphzuge. Leider entsprach diesem ehrenvollen Empfang nicht die fernere Würdigung seiner so bedeutsamen Leistungen. Vielleicht war die rauhe

Schale seines Wesens die Ursache manches Mißerfolges in seinen späteren Bestrebungen. Sein innerer Kern war edel und gut. Er hat manches wissenschaftliche Unternehmen unterstützt und gefördert und ist manchem jungen Freunde ein treuer Helfer und Berater gewesen. Die Karl-Ritter-Stiftung verdankt ihm nicht nur ihre Entstehung, sondern auch ein namhaftes Vermächtnis. Er starb am 25. November 1865 im Alter von 44 Jahren. Mit ihm ist der Mann dahingeshieden, dem es durch seine besondere Tüchtigkeit gelungen ist, eine ursprünglich englische Handels-Expedition zu einer der glanzvollsten, wenn auch opferreichen deutschen Forschungsreise umzuprägen.

Lange wollte man in Deutschland an den Tod Vogels nicht glauben. Zuerst versuchten Einzelpersonen Näheres über sein Schicksal zu erfahren, aber sie haben alle ihr edles Bemühen mit dem Leben bezahlen müssen. Der mutige preussische Offizier Moritz von Beuermann war von Norden her bis an die Grenze von Wadaï vorgedrungen, wurde aber in Mao — noch nicht 28jährig — im Jahre 1863 ermordet. Unter dessen hatte man sich auch in Deutschland auf die Pflicht besonnen, die man einem Landsmann, der in der Wüste verschollen ist, schuldet. Dank der unermüdeten Werbung von August Petermann, kam zum ersten Male eine deutsche geographische Expedition zustande, deren Ziel war, Vogels Schicksal zu erkunden. Im Mai des Jahres 1861 zog sie unter Führung des württembergischen Zoologen Theodor von Heuglin den Nil hinauf. Sie hat aber ihren Zweck nicht erreicht, nur dem Schweizer Mitglied Werner Munzinger, der sich vom Hauptzuge trennte, gelang es, wenigstens so genaue Erkundigungen über Vogel einzuziehen, daß an seinem Tode nicht mehr gezweifelt werden konnte. Endgültige Klarheit hat erst Gustav Nachtigal gebracht, dem es im Jahre 1873 gelang, in das gefürchtete Wadaï einzudringen und an Ort und Stelle, 17 Jahre nach der Ermordung, die näheren Feststellungen zu machen.

Bevor wir uns aber mit Nachtigal beschäftigen, müssen wir uns jenem Manne zuwenden, dem wir es zu verdanken haben, daß Nachtigal Afrikaforscher geworden ist, Gerhard Kuhlfs. Er wurde am 14. April 1831 in dem zu Bremen gehörigen Städtchen Vegesack an der Weser geboren. Als Sohn eines Arztes sollte er Medizin studieren. Nach kurzer Soldatenzeit, in welcher er es bis zum Leutnant brachte, begann er sein medizinisches Studium, aber ohne großen Eifer. Bald zog es ihn wieder zum Militär. Von 1855 bis 1861 diente er mit Auszeichnung bei der Fremdenlegion in Algerien, wobei er Gelegenheit hatte, die arabische Sprache zu lernen. Nach seiner Militärzeit bereiste er das westliche Marokko und das anschließende Gebiet der Sahara. Seine Aufzeichnungen fanden den Beifall von August Petermann. Auf dessen Empfehlungen hin erhielt er die Mittel zu seiner großen Durchquerung der Sahara von Tripolis bis an den Golf von Guinea, die er in seinem zweibändigen Werke: „Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea“ beschrieb. Am 19. März 1865 betrat er in Tripolis afrikanischen Boden und Ende Mai 1867 kam er in Lagos an. Um dieser und der vorausgegangenen Reisen willen sowie wegen seiner

im Winter 1873/74 unternommenen Expedition in die Libysche Wüste, darf Kuhlfs unter die großen Afrikareisenden eingereiht werden. Kuhlfs ist mehr aus abenteuerlicher Unternehmungslust als aus tieferem Forschererifer zum Afrikareisenden geworden, das zeigt schon sein ganzer Entwicklungsgang, aber trotzdem hat er der Wissenschaft gute Dienste geleistet; denn was ihm an tiefer Gelehrsamkeit abging, das hat er ersetzt durch eine gute Beobachtungsgabe und durch die natürliche Art seiner Schilderungen. Die Erfolge auf seinen Reisen verdankt er vor allem seiner Unerschrockenheit und Klugheit. Er starb am 2. Juni 1896 im Alter von 65 Jahren.

In einer Audienz Kuhlfs bei dem Sultan Omar von Bornu in Kuka am Tschadsee hatte dieser den Wunsch ausgesprochen, von dem Könige von Preußen für die gute Aufnahme, die er schon manchem deutschen Forscher habe zu teil werden lassen, Geschenke zu erhalten. Kuhlfs gab diesen Wunsch weiter. Die Anregung fiel auf guten Boden. Bald kamen die Geschenke in Tripolis an und Kuhlfs hatte nun die Aufgabe, eine vertrauenswürdige Persönlichkeit zu suchen, die dem Sultan die Geschenke überbringen konnte. Er wurde auf den deutschen Arzt Dr. Gustav Nachtigal aufmerksam gemacht, der sich damals in Tunis aufhielt.

Gustav Nachtigal stammt aus einem Pastoren-hause in Eichstedt bei Stendal in der Altmark, wo er am 23. Febr. 1834 das Licht der Welt erblickte. Wie Kuhlfs studierte er Medizin und wurde Militärarzt, mußte aber eines Lungenleidens wegen den Dienst aufgeben. Er suchte in dem heißtrockenen Klima Nordafrikas Genesung von seinem Leiden und wurde in Tunis Leibarzt des Bei. Als solchen lernte ihn Kuhlfs kennen, als er sich nach einem Vertrauensmann für seinen Auftrag umsah. Im Jahre 1869 trat Nachtigal seine Reise an und 1875 war er wieder auf europäischem Boden. Seine Reise führte ihn zunächst nach Mursuk, wo er sich einer nach Bornu ziehenden Karawane anschließen wollte. Über ein Jahr mußte er aber hier warten. Diesen unfreiwilligen Aufenthalt benützte er zu einem Ausflug in das noch völlig unbekanntes Gebirgsland von Tibesti, eine Reise, die allein schon genügt hätte, um seinen Ruhm als Afrikaforscher zu sichern. Was er hier an Entbehrungen, Verfolgungen und Todesdrohungen ausgestanden hat, übersteigt fast menschliche Kraft. Trotz all der Qualen und Peinigungen vermochte er eine Fülle der wertvollsten Beobachtungen zu machen und eine wesentliche Lücke in der afrikanischen Geographie auszufüllen. Nachdem er in Kuka die Geschenke übergeben hatte, begann er seine großen Forschungsreisen um den Tschadsee nach Borku und nach Bagirmi. Zum Schlusse wagte er es, in das gefährliche Wadaï einzudringen, das bisher noch kein Europäer lebend verlassen hatte. Ihm glückte auch diese Reise. Von hier führte ihn sein Weg durch Darfur und von da nach Kordofan, wo er in El Obeid, der Hauptstadt des Landes, wieder bekanntes Gebiet betrat. Er hatte in den sechs Jahren seiner Abwesenheit ein Gebiet durchwandert, das an Fläche Deutschland um das zehnfache übertrifft! Als einfacher Arzt ist er ohne besondere Vorbereitung mit nur mangelhafter Ausrüstung an wissenschaftlichen Hilfsmitteln und dürf-

tiger geldlicher Unterstützung ausgezogen. Als erfolgreichster Forscher hat er die Rassen-, Völker- und Sprachverhältnisse des mittleren Sudans untersucht und ist als ruhmgekrönter Geograph nach Hause zurückgekehrt. Alles was er geleistet hat verdankt er seiner eigenen Persönlichkeit, seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe, seinem kühnen Mut, seiner unbeugsamen Energie, seiner Entsagungsfreudigkeit und vor allem auch seiner besonderen Art, mit den Menschen zu verkehren. Es hat ihm nach seiner ruhmgekrönten Heimkehr nicht an Ehrungen gefehlt, die größte Ehre ist ihm aber dadurch zuteil geworden, daß er von seinem Kaiser den Auftrag erhielt, die deutsche Flagge in Togo, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika zu hissen. So war der bescheidene Mann im wahrsten Sinne des Wortes zum Bannerträger der kolonialen Ära des Deutschen Reiches geworden. Der kühne Forschungsreisende hat sich dabei als gewiegter Diplomat und glühender Patriot gezeigt. Aber er, dem die Gluthitze der Sahara nichts anhaben konnte, ist dem heimtückischen Charakter des heißesten Klimas erlegen. Er starb am 20. April 1885 auf dem Kreuzer „Möve“ und wurde zunächst am Kap Palmas bestattet und später nach Duala in Kamerun überführt. So sollte er Deutschland nicht wiedersehen, das sich so sehr auf seine Rückkehr freute, um ihm als dem Symbol des neuen deutschen Kolonialzeitalters danken zu können. Was Nachtigal auf seiner großen Reise in so genialer Weise geschaut, erlebt und erforscht hatte, das hat er in seinem Werke „Sahara und Sudan“ niedergelegt, dessen dritter Band erst nach seinem Tode erschien. Dieses Buch ist der glänzendste und vollendetste Reisebericht, der je gegeben wurde. Wir können Nachtigal nicht besser würdigen, als dies bei der Trauerfeier in Berlin am 17. Mai 1885 geschah: „Der kühne Reisende, der Forscher und der gründliche Gelehrte vereinigen sich in Nachtigal mit der liebenswürdigen Persönlichkeit, mit einem edlen, allem Großen und Schönen zugewandten Charakter, voll wahrer Humanität und großem, weitblickendem Patriotismus. So ward er der gefeierte Liebling der ganzen Nation, die ihn wie eine Verkörperung vieler ihrer besten und hervorragendsten Eigenschaften liebte und ehrte.“ „Sein Name wird ertönen, so lange die Wissenschaft ihre besten Männer nennt; so lange die Jugend sich an großen Vorbildern aufrichtet; so lange Deutsche ihre Helden feiern.“

Heinrich Barth hatte die Westhälfte der Sahara und des Sudans entschleiert, Gustav Nachtigal gelang diese Aufgabe für die Mitte. Die Erforschung des Ostens blieb dem dritten der drei großen Afrikaheroen Georg Schweinfurth vorbehalten. Schweinfurth ist wohl der zielbewussteste aller Afrikaforscher. Schon in jungen Jahren stand ihm seine Aufgabe klar vor Augen und sein Sinn und Trachten ging darauf hinaus, sich auf dieses Lebensziel so sorgfältig und so vielseitig als möglich vorzubereiten. Er erblickte am 29. Dezember 1836 zu Riga das Licht der Welt. Seine Vorfahren väterlicherseits stammen aus Wiesloch bei Heidelberg. Sein Vater war von dort im Jahre 1809 nach Riga ausgewandert, um der zwangsweisen Eingliederung in das Heer Napoleons zu entgehen. Auch die Vorfahren seiner Mutter sind Reichsdeutsche, die in Stendal ansässig waren. Schweinfurth hat sich

stets als Deutscher gefühlt und schon durch sein Studium in Heidelberg die Beziehungen zu der Heimat seiner Vorfahren gepflegt. Auch Wiesloch gedenkt stets in Treue des großen Forschers und hat am Stammhaus seines Vater am 29. Dez. 1936 eine Gedenktafel anbringen lassen. Es ist stolz darauf, daß zwei Männer dieser Art seinen Mauern entstammen; denn in Wiesloch ist auch jener Heinrich Zimmermann geboren, der als Kochmaat die dritte Weltumsegelung James Cooks mitmacht, und dem es nach der Rückkehr gelang, vor den Engländern eine kurze Beschreibung dieser Reise im Jahre 1783 herauszugeben; sie ist im Jahre 1926 neu aufgelegt und an die Wieslocher Schuljugend verteilt worden. Schon von Riga aus machte der junge Schweinfurth ausgedehnte Fußwanderungen und setzte diese auch während seiner Universitätsstudien eifrig fort, um sich an Ausdauer, Hitze und Entbehrungen zu gewöhnen. Seine Studien waren ebenfalls auf seine große Aufgabe eingestellt. Wie Heinrich Barth machte er schon während seiner Studienzeit eine Reise nach Italien, durchwanderte die Insel Sardinien, um die Pflanzenwelt des Mittelmeergebietes kennen zu lernen und gleichzeitig seine Leistungsfähigkeit zu erproben. Während seines Studiums in Berlin wurde er mit Heinrich Barth bekannt, dessen Einfluß es zu verdanken ist, daß Schweinfurth bereits an seinem 27. Geburtstag auf afrikanischem Boden weilte. Die Reise galt der botanischen Erforschung der Westküste des Roten Meeres. Die Mittel dazu gaben ihm das väterliche Erbe und außerdem auf Barths Vorschlag die neugegründete Karl-Ritter-Stiftung. Reich an Ausbeute, geschult im Reisen und im Umgang mit den Arabern, geübt in der arabischen Umgangssprache, kehrte er im Sommer 1866 nach der Heimat zurück, wo leider sein Gönner Heinrich Barth unterdessen gestorben war. Das gute Gelingen der ersten Reise gab ihm Mut zu neuen und größeren Unternehmungen. Er unterbreitete der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin den Plan zur botanischen Erforschung der von den westlichen Nilzuflüssen durchströmten Äquinoctialgegenden. Der Plan erhielt die Zustimmung der Akademie, und sie bewilligte ihm für fünf Jahre die verfügbaren Gelder der „Zumboldtstiftung für Naturforschung und Reisen“. So konnte Schweinfurth die große Reise antreten, deren glücklicher und erfolgreicher Verlauf ihn unter die Großen der Afrikaforschung einreichte. Im Sommer 1868 war er in Ägypten und im November 1871 kehrte er nach einer Abwesenheit von drei Jahren und vier Monaten wieder nach Europa zurück. Die neue Reise führte ihn abermals durch das Rote Meer über Suakin nach Chartum, wo er im ägyptischen Generalgouverneur einen starken Förderer seiner Bestrebungen fand. Mit dessen Hilfe gelang es auch, günstige Verträge mit dem Elfenbeinhändler Ghattas abzuschließen. Aber das Glück sollte ihm noch in ganz besonderem Maße günstig sein. Bei einem kurzen Aufenthalt am oberen Nil lernte er den Elfenbeinhändler Mohammed-el-Hadschi-Abd-ul-Sammatt kennen, der ihn schon nach kurzer Bekanntschaft aufforderte, ihn als sein Gast bis zu den entferntesten Völkern zu begleiten, „eine Aussicht, die mir das Blut in den Adern kochen machte“, sagt Schweinfurth. Die Fahrt ging den Ga-

zellenfluß hinauf durch eine Welt von Gras und Sumpf, die Heimstätte des Fiebers, dem schon eine Reihe von europäischen Reisenden und Missionaren erlegen sind. 1869 begann der Marsch in das Innere. Die ganze Reise von 2 1/4 Jahren wurde zu Fuß zurückgelegt, eine gewaltige Leistung für einen Europäer in der Temperatur der Tropenzone. Ihm war diese Art des Reisens willkommen; denn so konnte er am leichtesten Beobachtungen und Aufzeichnungen machen und Pflanzen sammeln. Der Zweck der Pflanzensammlung war den Eingeborenen nicht recht klar, sie glaubten, es geschehe zu Ernährungszwecken und nannten ihn deshalb Mbarik-päh, d. h. der Blattfresser. Auf der Hauptseriba des Ghattas wurde ein Aufenthalt von 7 1/2 Monaten genommen, der dazu diente, die umliegenden Stämme zu erforschen. Am 17. November 1869 zog er mit Sammats nach dem Süden, der ihm acht Monate hindurch eine wahrhaft orientalische Gastfreundschaft zuteil werden ließ; es wurden für ihn in den Seriben eigene Hütten gebaut, jeder Wunsch auf Abstecher und Aufenthalt erfüllt und ihm 40 Träger zum Transport seiner reichen Sammlungen zur Verfügung gestellt, alles ohne jede geldliche Entschädigung, nur aus persönlichem Wohlwollen und um die Tugend der Gastfreundschaft zu pflegen. Die Reise führte sie zu den Niam-Niam, einem Jägervolk, das noch der Menschenfresserei huldigte, die aber Schweinfurth selbst mit größter Hochachtung begegneten und bei einem Überfall auf die Karawane ausdrücklich versicherten, daß sie dem weißen Manne nichts zuleide tun wollen. Am 19. März 1870 machte Schweinfurth die bedeutendste geographische Entdeckung der ganzen Reise. Er stand am Ufer des Uelle, der seine trüben, bräunlich schimmernden Fluten zwischen hohen Uferwänden majestätisch gen Westen wälzte. „Es war für mich ein unvergeßlicher Anblick.“ Die hohe Bedeutung dieser Feststellung wird man sich erst bewußt, wenn man bedenkt, daß kurz vorher Livingstone in dem Lualaba, dem Oberlauf des Kongo, den Oberlauf des Nil vermutet hatte; das war nach Schweinfurths Entdeckung unmöglich. Darum wurde die Richtigkeit seiner Beobachtung anfangs bezweifelt. Aber er hatte doch recht, nur in einem hatte er sich getäuscht, der Uelle ist nicht der Oberlauf des Schari, der in den Tsadsee fließt, sondern des Ubangi, eines rechten Nebenflusses des Kongo. Die Reise führte ihn weiter zu den Mongbutto, die ebenfalls noch Menschenfresser sind, sonst aber eine merkwürdig hohe Kultur aufweisen. Hier lernte er auch als erster Europäer das Zwergvolk der Affa kennen, von dem schon Herodes und Aristoteles berichten, deren Berichte aber immer in das Reich der Fabel verwiesen wurden, bis es Schweinfurth gelang, die Richtigkeit beweisen zu können. Auf der Rückreise traf ihn ein entsetzliches Unglück. Am 1. Dezember 1870 brannte die Seriba Ghattas ab und mit ihr verbrannte alles, was er auf seiner Reise im letzten Jahre gesammelt hatte und außerdem die meisten seiner Instrumente, seiner Aufzeichnungen und Messungen. Man kann sich den Schrecken und die Niedergeschlagenheit vorstellen, welche dieses Unglück auslösten. Aber er verlor den Mut nicht; mit Behelfsmitteln setzte er seine Forschungen fort. Mit einer Fülle von Ergebnissen betrat er im November 1871

wieder europäischen Boden. Sechs neue Völker, acht neue Sprachen hat er entdeckt, als erster die Wasserscheide des Nil nach Westen und Süden überschritten, die Sitten und Bräuche der Kannibalen und Pygmäen Zentralafrikas erkundet, über 500 neue Pflanzenarten festgestellt, Felle, Schädel, Insekten in großer Zahl gesammelt, zahlreiche Flüsse nach Richtung und Wasserführung bestimmt und in wertvollen Routenaufnahmen das Kartenbild im Herzen Afrikas geklärt. Die Ergebnisse seiner Reise hat er in seinem zweibändigen Werke: „Im Herzen von Afrika“ niedergelegt, für das zu seinem achtzigsten Geburtstag am 29. Dezember 1916 eine Neuausgabe in einem Bande geplant wurde, die im Jahre 1918 erschienen ist. Eine Fülle von Ehrungen wurden ihm zuteil. Die Geographischen Gesellschaften von London, Paris und Rom verliehen ihm ihre goldenen Medaillen, auch sonstige Vereine und Gesellschaften sowie die Regierungen und Fürsten hielten nicht mit Ehrungen zurück. Der sächsische Unterrichtsminister bot ihm die Professur für Geographie an der Universität in Leipzig an. Er lehnte ab, denn er wollte ganz und allein seinen Forschungen leben. Sie galten alle dem Nilgebiet und den angrenzenden Ländern, aber auch den Libanon, die Insel Sokotra, die Landschaft Jemen suchte er auf. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er seinem ersten Forschungsgebiet, den Wüsten am westlichen Gestade des Roten Meeres. Auch die Oasen der Libyschen Wüste besuchte er. Im Jahre 1888 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin, brachte aber den Winter immer in Ägypten oder wenigstens an den Gestaden des Mittelmeeres zu. Am 14. Mai 1914 verließ er Ägypten. Der Krieg und die Nachkriegszeit verhinderten eine Rückkehr dorthin. Er mußte sogar den Schmerz erleben, daß der internationale Geographentag, der sich im Jahre 1925 in Kairo versammelte, ein Begrüßungstelegramm an ihn ablehnte. Mit diesem Schmerz ist er am 19. September 1925 gestorben im Alter von fast 89 Jahren. Mit ihm ist ein gründlicher und erfolgreicher Forscher und ein vielseitiger Gelehrter von uns gegangen. Es gibt wenige Männer, die von so vielen Wissenschaften als der ihrige in Anspruch genommen werden, wie Schweinfurth. Er war Botaniker, Geograph, Völkerkundler, Sprachforscher, Geolog und Kartograph, und bei seinem 80. Geburtstag haben ihm 36 Ägyptologen ein Schreiben überreicht, in welchem sie ihm für die wertvolle Dienste danken, die er der ägyptologischen Forschung geleistet hat. Das Verzeichnis seiner Schriften bis zum Jahre 1916, das der Neuausgabe seines Werkes: „Im Herzen von Afrika“ vom Jahre 1918 beigegeben ist, beläuft sich auf 433 Nummern. Aber auch im 9. Jahrzehnt seines Lebens hat seine Feder nicht geruht, so erschien 1922 noch sein Buch: „Auf unbetretenen Wegen in Ägypten.“ Der Festschrift zu Eduard Selers 70. Geburtstag hat er im gleichen Jahre seine überaus gründliche Studie: „Was Afrika an Kulturpflanzen Amerika zu verdanken hat und was es ihm gab“ (S. 503—542) beigegeben, die Zeugnis ablegt, mit welcher geistigen Frische er in seinem 86. Lebensjahr noch tätig war. Im Juli 1925 schrieb er noch das Vorwort zu seinem letzten Buche: „Afrikanisches Skizzenbuch. Versholzene Merkwürdigkeiten.“ Das Erscheinen dieses Werkes hat er nicht mehr erlebt. Diesem Büchlein hat er

auch den schon in den „Unbetretenen Wegen“ enthaltenen kurzen Lebenslauf beigelegt, was dieser Schrift noch ganz besonderen Wert verleiht. Schweinfurth war aber nicht nur ein Forscher und Gelehrter von seltenem Ausmaß, sondern auch ein edler Mensch und fester Charakter. Seine Herzengüte und sein hoher Gerechtigkeits Sinn hat ihm auch die Verehrung und Hochschätzung der Ureinwohner Afrikas eingetragen; dabei hat er es stets verstanden, jene Würde und jenen Abstand zu wahren, die der Weiße dem Farbigen gegenüber stets zur Geltung bringen muß. Als guter Deutscher hat er sich warm für die kolonialen Belange eingesetzt und seine reichen afrikanischen Erfahrungen gerne dem Kolonialrat, dessen Mitglied er war, zur Verfügung gestellt. Mit besonderem Eifer und Nachdruck hat er für die Abschaffung des Sklavenhandels gewirkt.

Was Schweinfurth im Oberlauf des Uelle noch zu tun übrig ließ, das hat sein Freund Wilhelm Junker gelöst. Junker war ebenfalls Auslandsdeutscher. Seine Wiege stand in Moskau, wo er 1840 geboren wurde; gestorben ist er in Petersburg 1892. Seine Reisen, die sich auf die Jahre von 1875 bis 1886 erstrecken und deren Ergebnis in einem dreibändigen Werke niedergelegt ist, führten ihn auch zu den Niam-Niam und Monbuttu sowie in das Quellgebiet des Uelle. Schweinfurth sagt in seiner bescheidenen Art, die gerne auch anderer Verdienste anerkennt, im Vorwort zur Ausgabe von 1918 von seinem Werke: „Im Herzen von Asien“ von ihm: „Mein teurer Freund Dr. Wilhelm Junker, dessen allzufrühes Hinscheiden ich nun schon seit 26 Jahren beklage, hat mit dem ungeheuren Umfang seiner mustergültigen Routenaufnahme das bescheidene Maß meiner Entdeckungen weit in den Schatten gestellt. Hat er doch allein die von mir zuerst auf einer nur kurzen Strecke aufgedeckte Wasserscheide zwischen Nil und Kongo für nicht weniger denn 1200 Kilometer festgelegt. Sein Hauptverdienst aber bestand in der endlichen Festlegung der Zugehörigkeit des großen Flußsystems des Uelle zum Kongo, indem er uns die erste Möglichkeit zur Anknüpfung der vom Westen des Kontinents her ihren Ursprung nehmenden Forschungen an die vom Nil ausgehenden eröffnete.“

Mit diesen Worten führt uns Schweinfurth hinüber in das neue Arbeitsgebiet im Kongobecken und den angrenzenden Gebieten, das besonders durch die von Adolf Bastian 1873 gegründete „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas“ in den Bereich der deutschen Forscherarbeit einbezogen wurde. Was diese Gesellschaft und deren Nachfolgerinnen in der Erschließung des damals noch ziemlich unbekanntem Äquatorial-Afrikas geleistet haben, ist in den fünf Bänden der „Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ enthalten, die in der Zeit von 1878 bis 1889 erschienen sind. Wir können es uns aber nicht versagen, trotzdem der zugebilligte Raum bereits überschritten ist, wenigstens drei Namen aus der großen Zahl der deutschen Forscher im mittleren Afrika herauszugreifen; Eduard Robert Flegel, Hermann von Wissmann und Gustav Adolf Graf von Götzen. Alle drei haben das eine gemeinsam, daß sie nicht nur wertvolle Arbeit zur Entschleierung des dunklen Erdteils vollbracht haben, sondern — an der

Schwelle zweier Zeiten stehend — auch zu den bedeutendsten deutschen Kolonialpionieren gehören.

Eduard Robert Flegel ist wie Schweinfurth und Junker Auslandsdeutscher. Er ist im Jahre 1855 in Wilna geboren und kam im Alter von 20 Jahren als Kaufmann nach Lagos an der Küste von Oberguinea. Schon im März 1880 konnte er der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin sieben von ihm aufgenommene Kartenblätter des unteren und mittleren Benue persönlich vorlegen, welche die vollste Anerkennung der Fachmänner fanden. Auf diese hervorragende Leistung hin bewilligten ihm die Karl-Ritter-Stiftung und die Afrikanische Gesellschaft die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien am Niger und Benue. Am 18. August 1882 wird er zum Entdecker der Quellen des Benue, hat also hier die Arbeit von Heinrich Barth fortgesetzt. Das heisse Bemühen dieses glühenden Patrioten (Auslandsdeutscher!) galt aber nicht nur der wissenschaftlichen Erforschung des Niger- und Benuegebietes und dessen Erschließung für den deutschen Kaufmann, sondern das Endziel war die Erwerbung dieses wertvollen Raumes für das Deutsche Reich. Leider hat er dieses schöne Ziel nicht erreicht, aber seine Bestrebungen sind von höchster Stelle anerkannt worden. Als er am 11. September 1886 an der Nigermündung als Opfer seiner Forscherarbeit dem Fieber erlag, da schrieb Bismarck der Afrikanischen Gesellschaft: „Es ist ein besonderes Verhängnis, daß der Tod diesen ausgezeichneten Forscher gerade im Gebiete des Benueflusses erreicht hat, dessen Quellen und nähere Beschaffenheit der Verstorbene entdeckt und der Zivilisation erschlossen hat. Die wissenschaftlichen Erfolge, welche er in dem Niger-Benue-Gebiet erzielte, gereichen dem deutschen Namen zur höchsten Ehre und werden dem Afrikaforscher Robert Flegel im Vaterlande und in der Welt der Wissenschaft ein dankbares Andenken sichern.“

Hermann von Wissmann, geb. 1853 in Frankfurt a. O., war Offizier. Er hat zweimal Afrika durchquert und das Rätsel des Kassai, des linken Nebenflusses des Kongo, gelöst. In der deutschen Kolonialgeschichte wird er als der Niederwerfer des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika von 1888 bis 1890 stets einen Ehrenplatz einnehmen. Ihm verdanken wir die Befestigung der deutschen Herrschaft in Deutsch-Ostafrika, das er 1895/96 auch als Gouverneur verwaltete. Er zog sich aber bald von jeder öffentlichen Betätigung zurück und starb 1905 auf seinem Gut in Steiermark.

Gustav Adolf Graf von Götzen, geb. 1866 auf Schloß Scharfeneck in Schlesien, hat in den Jahren 1893 bis 1895 eine der erfolgreichsten Durchquerungen Afrikas von Osten nach Westen vorgenommen, auf der er als erster Europäer in das Königreich Ruanda eindrang, die zentralafrikanische Vulkanwelt untersuchte, den Kiwusee entdeckte und schließlich unter unsäglichen Strapazen den Atlantischen Ozean in der Nähe der Kongomündung erreichte. Von 1901 bis 1906 war er Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Er starb 1910 in Berlin.

Auch an der Erschließung Südafrikas haben eine Reihe deutscher Forscher tatkräftig und erfolgreich Anteil genommen. Es kann aber auch hier nur eine

Kleine Auswahl genannt werden: Karl Mauch, Gustav Fritsch und Emil Zolub. Der württembergische Volksschullehrer **Karl Mauch**, geboren am 7. Mai 1837 zu Stetten im Remstal, hat mit den dürftigsten Mitteln unter großen Entbehrungen sieben Reisen in Südafrika durchgeführt, bei denen er zum Entdecker der berühmten Ruinen von Simbabje und der Goldfelder Südafrikas wurde. Leider hat uns Mauch keine zusammenhängende Beschreibung seiner Reisen hinterlassen, da er nach seiner Rückkehr in die Heimat keine seinen Leistungen entsprechende Stellung erhalten konnte und schließlich in einer Zementfabrik seinen Lebensunterhalt suchen mußte. Aber schon nach kurzer Zeit starb er im Alter von noch nicht ganz 38 Jahren am 4. April 1875. E. Mager hat ein Lebensbild des so früh dahingegangenen großen Forschers entworfen, das uns in ergreifender Weise das Ringen eines Menschen um seine Lebensaufgabe vor Augen führt.

Gustav Fritsch müssen wir schon deswegen erwähnen, weil er der erste war, der anthropologische Untersuchungen bei den Eingeborenen Südafrikas anstellte, um Klarheit über das Rassenmisch in jenem Gebiet zu bekommen, das nachmals durch die Untersuchungen der Rehobother Bastards durch Eugen Fischer zum Ausgangspunkt der menschlichen Erblehre geworden ist.

Der Arzt **Emil Zolub** aus Holicz in Böhmen unternahm zunächst mehrere Reisen nach Transvaal und drang bis zum Sambesi und den Viktoriafällen vor. Im Jahre 1879 kehrte er mit reichen Sammlungen nach Europa zurück. 1883 ging er abermals nach Südafrika, um von Kapstadt aus ganz Afrika vom Süden nach dem Norden zu durchwandern. Sein Plan mißglückte infolge der feindseligen Haltung der Maschukulumbestämme am oberen Kafue, einem linken Nebenfluß des Sambesi, so daß er die Reise abbrechen mußte. Er kehrte wieder nach Europa zurück und starb in Wien im Jahre 1902 im Alter von 55 Jahren. Mit Zolub schließen wir die kleine Auswahl aus der stattlichen Zahl der großen deutschen Afrikaforscher. Ein Rückblick ergibt die bemerkenswerte Tatsache, daß der Drang nach der Aufhellung des dunkeln Erdteils zeitweise fast alle Schichten der Bevölkerung ergriffen hatte; es sind Männer aus allen Ständen und Berufen; auch alle deutschen Stämme haben Vertreter gestellt, neben den Reichsdeutschen sehen wir Österreicher und Schweizer; besonders erfolgreiche Forscher verdanken wir dem Auslandsdeutschtum.

Fassen wir die Gesamtzahl der an der Erforschung Afrikas beteiligten Männer ins Auge, so fällt uns die starke Beteiligung der Deutschen auf, nach ihnen kommen die Engländer, so daß dem germanischen Volk der Löwenanteil an dieser Arbeit zufällt. Die anderen Nationen treten stark zurück, und wenn sie sich beteiligten, dann in der Regel nur in Gebieten, die in ihre Machtssphäre fallen. Von den deutschen Forschern haben über dreißig ihr Leben der Erforschung des dunkeln Erdteils geopfert, das dürfte etwa ein Fünftel

der Beteiligten sein; weit über die Hälfte der andern hat so ihre Gesundheit untergraben, daß sie im rüstigsten Mannesalter ins Grab sanken. Ein Heroismus und eine Tragik ohnegleichen zieht in der Erforschungsgeschichte Afrikas an uns vorüber; hier hat das Leben, die Wirklichkeit Romane geschrieben, wie sie die kühnste Phantasie eines Schriftstellers nicht packender zu schreiben vermag, Dramen rollen sich vor uns ab, voller lebendigster Handlung und steigender Spannung. Wenn die Entdeckertat und kulturelle Leistungen das Besitzrecht begründen — und sie haben es in verschiedenen Fällen schon getan —, dann wahrlich hat Deutschland einen gerechten Anspruch auf einen ansehnlichen Kolonialbesitz in Afrika.

Zur Einführung in die deutsche Forschertätigkeit in Afrika im 19. Jahrhundert seien außer den im Text schon genannten Werken zur Anschaffung für Lehrer- und Schülerbüchereien empfohlen:

- Ban se**, Ewald: Große Forschungsreisende. Ein Buch von Abenteurern, Entdeckern und Gelehrten. Mit 62 Abbildungen, 284 S. Verlag J. F. Lehmann, München 1933, geb. 9,40 RM.
- Bur g**, Paul: Forscher, Kaufherren und Soldaten, Deutschlands Bahnbrecher in Afrika. Mit 40 Abb., 328 S. Verlag K. F. Koehler, Leipzig 1936, geb. 4,80 RM.
- L a m p e**, Felix: Große Geographen. Bilder aus der Geschichte der Erdkunde. Mit Abb. 288 S. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1915, geb. 3 RM.
- M a y e r**, Anton: 6000 Jahre Entdeckungsfahrten. Mit 85 Abb., 444 S. Verlag Gustav Weise, Leipzig 1935, geb. 6,50 RM.
- „Reisen und Abenteuer.“ Verlag J. A. Brockhaus, Leipzig. Der Band, geb. Halbleinen 2,50 RM., Leinen 3,15 RM.:
- Bd. 4. **Georg Schweinfurth**: Im Herzen von Afrika.
- Bd. 12. **Gustav Nachtigal**: Sahara und Sudan.
- Bd. 30. **Emil Zolub**: Elf Jahre unter den Schwarzen Afrikas.
- Bd. 54. **Wilhelm Junfer**: Bei meinen Freunden den Menschenfressern.
- Bd. 43. **Berhard Rohlf s**: Kreuz und quer durch die Sahara.
- K i e t z**, Kurt: Deutsche Kolonisieren. Girts Deutsche Sammlung. 128 S. Mit 51 Bildern und Kartenskizzen. Ferdinand Girt, Breslau 1934, geh. 0,80 RM., geb. 1,20 RM.
- B a c h m a n n**, Heinrich: Deutsche Forschertätigkeit in Afrika und Asien. 64 S. Ferdinand Schöninghs Dombücherei. Schülerhefte von deutscher Art. 56. Heft. Ferdinand Schöningh, Paderborn, geb. 0,30 RM.
- L a h m e**, Georg: Gustav Nachtigal. Eines deutschen Mannes Werk in Afrika. Schöninghs Arbeitsbogen. Ferdinand Schöningh, Paderborn, geb. 0,15 RM.
- Eine Karte „Deutsche Arbeit in Afrika“, in welcher die Reisewege der wichtigsten deutschen Forscher eingetragen sind, findet sich S. 59 in: **W. E g g e r s**, Deutsches Land, Deutsches Volk und die Welt. Ein Kartenwerk. Verlagsanstalt List & v. Bressensdorf, Leipzig 1937, geb. 4,95 RM.

L. Nefer Kolonialland Afrika.

Entwicklung und Möglichkeiten kolonialer Erschließung Afrikas.

Das Kolonialproblem ist heute in seiner ganzen Breite ausgelegt. Es ist sichtbar geworden mit dem Weltkrieg. Seitdem farbige Truppenkontingente gegen Weiße in den Kampf geführt wurden, ist das Ansehen des weißen Mannes und der Glaube an seine Überlegenheit in erschreckendem Maße erschüttert. Die innere Veränderung in der kolonialpolitischen Machtstellung Europas ist freilich schon älteren Datums. Die Stellung der Kolonialgebiete zu Europa wurde zum Problem, schon als die europäischen Völker anfangen, ihre Zivilisation, ihre Religion, ihre technischen Mittel und ihren Lebensrhythmus den ganz anders gearteten und anders bedingten Völkern aufzudrängen und sie damit zu zwingen, sich mit fremden Ideen auseinanderzusetzen. Sie warfen damit einen Gärungsstoff in die farbigen Völker, dessen Auswirkungen nicht abzusehen waren, auf keinen Fall aber ausbleiben konnten. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann dieser Prozeß der Umbildung so weit fortgeschritten sein würde, um eine ernste Gefahr für die Herrschaft der europäischen Völker zu bilden.

Das ist aber nur die eine Seite des Problems, und nur von der Seite der Kolonialgebiete aus gesehen. Das Interesse der europäischen Völker, das sie einst auf die Wege des Handels mit dem Morgenlande und auf dem Weg der Entdeckungen nach den überseeischen Ländern geführt hat, ist im Anspruch und im Ausmaß mit der Zeit immer weitreichender und fordernder geworden. Ehedem hoffte man, aus dem Handel mit den Erzeugnissen und den Produkten der überseeischen Länder Macht und Reichtum zu gewinnen. Von allem Anfang an lief nebenher der Kampf und der Wettlauf um Stützpunkte und Einflußzonen. In einem späteren Stadium, durch den Fortschritt der Technik gezwungen, hoffte man den Überschuss an industriellen Waren in Übersee absetzen zu können. Fast zur selben Zeit mußte man aber auch nach Möglichkeiten suchen, in dem weiten Raum der überseeischen Kontinente geeignete Gebiete zu finden, um den wachsenden Bevölkerungen Europas Aussicht auf Lebensmöglichkeit und Atemweite zu verschaffen. Heute handelt es sich nicht mehr nur um die eine oder die andere Seite dieser Hoffnungen und Bestrebungen, heute geht es um die Erfüllung aller; die europäischen Völker, vor allem Deutschland, sind gezwungen, Rohstoffe zu bekommen, sie sind gezwungen, neue Handelsgebiete zu suchen, und sie sind genötigt, im Rahmen ihrer industriellen und wirtschaftlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse neue Lebens- und Wirtschaftsgebiete zu erschließen, um den Verlust der früheren Märkte auszugleichen. Wir sind so im Grunde mitten in einen neuen Abschnitt kolonialer Entwicklung hineingekommen. Die Bewegung entspringt dieses Mal allerdings letzten und unabwendbarsten Lebensbedingungen und einer ganz neuen wirt-

schaftlichen und politischen Ausrichtung. Es ist der Widersinn der Versailler Diktatsbestimmungen, der insbesondere Deutschland nötigt, auf ganz neuen Wegen eigene, neue Lebensbezirke zu schaffen, die den Bestand des Volkes in seinen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen zu sichern vermögen.

Das ist das Problem. Das Europäertum, besonders die „Besitzenden“, glauben freilich immer noch an die unüberwindliche Macht des Vorteils, den ihnen ihre überlegene Kultur und ihre Technik bisher gesichert haben. Nur widerwillig nehmen sie die Veränderungen, die sie selbst so weit gefördert haben, in ihr Bewußtsein auf. Sie wollen es nicht wahr haben, daß die höhere moralische Lebensforderung auf Lebensraum und Lebensrecht in unerbittlichem Widerstreit gegen den reinen, nackten Machtanspruch steht.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen erhält die Kolonialfrage ihren eigentlichen Inhalt. Es handelt sich im ganzen gesehen nicht mehr um die Zuweisung oder Erwerbung von einzelnen Küstenstreifen, von Handels- und Flottenstationen, es handelt sich vielmehr um die systematische Kolonisierung und Erschließung weiter Räume, die auf weite Sicht mit allen Anlagen und Investitionen versehen werden können, um wirkliche Lebensräume im weitesten Sinn zu werden.

Es erhebt sich freilich die Frage, ob solcher Anspruch zu erfüllen ist. Amerika, das vor 200 Jahren noch selbst europäische Kolonialdomäne war, ist heute völlig in den Rang und in die Machtstellung seiner europäischen Gründer hinaufgewachsen und hat sein Land neuen Zuwanderern so gut wie verschlossen. Japan fordert für seine immer stärker anwachsende Bevölkerung den fernen Osten und die pazifische Inselwelt für seine politische und wirtschaftliche Expansion. Der Nahe Osten, der Vordere Orient, ist in einer schnellen Eigenentwicklung begriffen. Südamerika gerät immer mehr unter den politischen und wirtschaftlichen Einfluß Japans und Nordamerikas. Diese Länder und Räume kommen für eine europäische Kolonisation nicht mehr in Frage.

Als einziger Großraum der Erde, der als Rohstoff- und Siedlungsland unter der nun einmal gegebenen weltpolitischen Situation auch heute noch allen Kolonialansprüchen gerecht werden kann, bleibt nur der vor den Toren Europas liegende Kontinent Afrika.

Afrika muß freilich fast wie zur Zeit der Portugiesen und Spanier, fast wie in den Jahren der großen Afrikaforscher des vorigen Jahrhunderts neu entdeckt werden, nicht in geographischem oder ethnographischem Sinn, die meisten Geheimnisse des dunklen Erdteils sind gelöst, sondern im Sinne der Möglichkeiten, die in Afrika für eine moderne Kolonisation, für eine moderne Rohstofferschließung bestehen. Afrika ist ja

gewissermaßen die natürliche Ergänzung Europas und könnte es in vielgestaltiger Form noch weit mehr werden. Mit 30 Millionen qkm dreimal so groß wie Europa, mit nur 140 Millionen Menschen, von denen vier im Durchschnitt auf einen qkm kommen, hat es weite, noch unbesiedelte Flächen, es verfügt über alle tropischen Erzeugnisse, in seinem Boden ruhen unermessliche Schätze an vielerlei Erzen, an Rohstoffen aller Art. Die Bevölkerung, besonders diejenige Zentralafrikas ist von ganz anderer Art und von anderem Charakter als die Bevölkerungen anderer Kolonialgebiete, sie verfügt nur zu einem Teil über jene Antriebe und entwicklungsfähigen politischen Kräfte, die für die europäischen Mächte in den anderen Teilen der Erde so gefährlich zu werden beginnen.

Allerdings, der Teil Afrikas, der den eigentlichen Reichtum an Rohstoffen und Siedlungsräumen besitzt, Zentral- und Südafrika ist in gewisser Hinsicht ein dunkler Erdteil geblieben. Er wird in weltpolitischer Bedeutung immer noch, wie seit Jahrtausenden, von Nordafrika überschattet. Das ist verständlich. Ägypten, eine der großen ältesten Kulturstätten der Welt, ist ein Teil Nordafrikas. Über Ägypten, über Karthago führen seit Jahrtausenden die Wege nach dem südlichen Teil des afrikanischen Kontinents. Nordafrika ist mit dem Vorderen Orient die Brücke nach Asien, der Weg nach dem Indischen Ozean und dem Fernen Osten. In Nordafrika spielen sich so wie vor Jahrtausenden auch heute die Machtkämpfe zwischen Europa, Asien und Afrika in derselben Härte und Fähigkeit ab.

Aber dies Übergewicht Nordafrikas liegt doch nun einmal auf der Tatsache der Brückenlage zu Asien und in der traditionellen engen Verbindung mit Europa, es liegt keineswegs in der Richtung all der kolonialen Interessen, wie sie Europa und wie sie besonders Deutschland unter den heutigen Verhältnissen angehen. Sofern es sich um eine Lösung der Kolonialfrage handelt, tritt weit mehr Zentralafrika in unser Blickfeld. Immerhin ist Nordafrika nicht vom südlichen Teil des Kontinentes zu trennen, man muß beide Teile zu einem Problem zusammenfassen und dieses Problem in seinen Gesamtgrundlagen zu erfassen suchen, um zu einem Ziele und zu einem Ausblick zu kommen.

Die folgende Übersicht will diesen Grundlagen nachgehen. Sie will in einer großen Sicht den Gang der kolonialen Entwicklung des afrikanischen Kontinentes in seinen beiden Teilen aufzeigen und abseits der aktuellen Fragen zu Klären versuchen, wo die Möglichkeiten liegen, die Afrika als Rohstoffland und Siedlungsraum bieten kann. Daß das deutsche Interesse dabei im Vordergrund steht, ergibt sich von selbst und bedarf keiner Begründung.

Der afrikanische Kontinent ist, um mit den geopolitischen Gegebenheiten zu beginnen, das südwestliche Stück der großen östlichen Landmasse unserer Erde.

Abgetrennt von Europa durch das Mitteländische Meer, von Asien durch das Rote Meer, umspült vom Indischen und Atlantischen Ozean, ist es ein klar umrissener, in sich geschlossener einheitlicher Kontinent. Trotzdem steht dieser Kontinent in vielfältiger Verbindung zu der europäischen oder besser zu der eurasischen Landmasse. Man muß, um diesen Zusammenhang zu begreifen, Europa und Asien zu Afrika in Be-

ziehung bringen. Mit Europa ist Afrika durch das eurasische Faltengebirgssystem, mit Asien durch die afrikanisch-indisch-australasiatische Schollenregion verbunden. Das Faltenystem des Apennin setzt sich über Sizilien in dem Atlas und dieser wieder nordwärts in dem andalusischen Gebirgssystem fort. Die Gebirge Nordgriechenlands, des Peloponnes und des südwestlichen Kleinasiens bilden eine Einheit, die lybische Tafel gehört zu Syrien trotz des Bruchs, der sich über den Isthmus von Suez und das Rote Meer hinzieht. Die dazwischen liegenden Scharfen, Einbrüche, Niederungen und Ebenen sind Zugangswege geworden, Vermittler von Handel und Verkehr. So hat sich über Gibraltar, über Sizilien, über das Ägäische Meer, über die Dardanellen, das Marmara Meer und des Bosphorus wie über die Landenge von Suez ein früher und reger Austausch von Menschen und kulturellen Einflüssen ergeben.

Nur mit auf Grund dieser Landzusammenhänge und in Verbindung mit dem westöstlich verlaufenden Wüstengürtel konnte hier eine Herrschaft wie die Karthagische entstehen und nur auf Grund dieser Zusammenhänge ist auch jene mittelmeerische Einheit des römischen Imperiums zu verstehen, in der die nördlichen Randländer Afrikas zu einer kulturell und politisch so geschlossenen Welt zusammengefügt waren.

Auf zwei besonders wichtigen nordafrikanischen Wegen strömte zu allen Zeiten der Verkehr aus dem Inneren Afrikas an das Mittelmeer und zurück; über Ägypten, das Niltal aufwärts und über Karthago zu den Oasen und zum Sudan. Es bedarf keiner Begründung, daß Ägypten vor Karthago der Vorrang gebührt. Ganz abgesehen von der kulturellen Bedeutung Ägyptens, die hier nicht zur Frage steht, ist diesem Land von der Natur eine besondere Aufgabe zugewiesen. Im Westen, Norden und Osten von Wüste und Meer geschützt, vermittelt es die Verbindung zwischen den Randländern des Westens mit den Ländern im Süden und Osten. Es ist, eine fruchtbare Oase, durch den Nil mit Zentralafrika verbunden und vom Altertum bis in die neuere Zeit fast der einzige Verbindungsweg vom Mitteländischen Meer, zum Indischen Ozean und zu der afrikanischen Ostküste gewesen. Es ist wieder von Westen und Süden her der Ruhepunkt und der Vermittler über die Brückenländer Palästina-Syrien für den Verkehr, der weiter nach Anatolien, nach dem Zweistromland und nach Indien führt. Diese überragende Verkehrslage hat ihm zu allen Zeiten wie heute eine Sonderbedeutung gegeben. Unter der römischen Herrschaft war es, herausgenommen aus dem sonst üblichen Verwaltungssystem, kaiserliche Provinz. Unter der arabischen Herrschaft war es der Mittelpunkt der islamischen Bewegung — es ist noch heute die zentrale islamischer Theologie — es hatte im System des türkischen Reiches seine besondere Stellung, und es ist heute in Verbindung mit dem Suezkanal ein Verkehrsweg von internationaler und weltpolitischer Bedeutung.

Solchen aus geopolitischen und kulturellen Werten resultierenden Eigenschaften Ägyptens gegenüber tritt die Bedeutung Karthagos weit zurück. Karthago war nur eine Handelsstadt, eine Handelsmacht, ohne einen Landbesitz, mit dem die Karthagische Bevölkerung

verwurzelt gewesen wäre. Immerhin hat Karthago lange Zeit die Küstengebiete Nordafrikas beherrscht und in seiner Art sogar ein mittelmeeisches Reich begründet. Es hatte Besitzungen in Marokko, zwei seiner bedeutendsten Führer, Hanno und Mago, haben mehrfach die Wüste durchquert, Hanno soll sogar bis Kamerun vorgestoßen sein, und die Karawanen Karthagos holten Waren aus den meisten Oasen der Wüste. Karthago hatte durch Besitzungen in Spanien und Sizilien nach Europa hinübergegriffen, ihm gehörten die meisten handelspolitisch und strategisch wichtigen Punkte des Mittelmeeres. Es betrieb im Mittelmeer eine Stützpunktpolitik, wie sie später in eigenartiger Wiederholung England genau so, nur in erweitertem Umfange, wieder aufnahm.

Aber es ist kennzeichnend für die Schwäche der Struktur dieser Herrschaft, daß sie nach der Niederwerfung durch Rom vollkommen aus dem Machtbereich des Mittelmeeres verschwand. Rom übernahm seine Rolle als Handelsmacht, um sie als politische Macht in vergrößertem Maße innerhalb seines mittelmeeischen Macht systems auszubauen. Die Reste Karthagos bildeten nur mehr einen Stützpunkt im afrikanischen Randgebiet, das Rom bis an den atlantischen Ozean seiner Herrschaft unterstellte, und dessen Grenzen über die Cyrenaika, über Tripolis, Gabes, Tuggurt, über das Auresgebirge und den Tellatlas bis Tanger verließen. Rom hat hier eine Art Militärgrenze geschaffen, die in ihrer Anlage und in ihrem Wert der österreichischen Militärgrenze gegen die Türken vergleichbar ist, wenn sie auch nicht dieselbe Besiedlungsstärke wie die österreichische Grenzlinie aufweisen konnte. Aber ist Karthago heute nicht neu entstanden, nur nach Westen in das französische Kolonialgebiet nach Oran, Fes und Marakesch verlegt und nach Osten in den breiten Wüstengürtel mit der Stadt Tripolis in das italienische Kolonialsystem verlagert? Immer noch führen die Hauptkarawanenwege von Tripolis über Tibesti und Borku nach dem Tschadsee und dem Sudan, und von Algier, Fes und Marakesch nach Timbuktu und an den Senegal. Und man weiß, daß auch die Pläne Hannos und Magos, über Kamerun an den atlantischen Ozean vorzustößen, in den italienischen Kolonialplänen zeitweise eine Rolle gespielt haben.

Die Jahrhunderte über das Mittelalter hin veränderten nichts an der engen politischen Verbindung mit Europa, wie sie sich in der antiken Zeit herausgebildet hatte.

Gewiß verlagerte sich allmählich der Schwerpunkt wirtschaftlicher und politischer Entwicklung in die Länder des östlichen Mittelmeeres. Konstantinopel und der Vordere Orient, Palästina und Syrien wurden im Handelssystem der italienischen Städte und in der Gedankenwelt des christlichen Abendlandes die bevorzugten Punkte: von dort aus gingen die Wege nach Indien; am Schwarzen Meer und in Bagdad endeten die uralten Karawanenwege aus dem Osten, auf denen die arabischen Kaufleute die Waren Indiens heranbeförderten; ja, die undurchdringliche Sperre, die das Kalifenreich über die Atlasländer und über die alten Wege nilaufwärts nach dem Sudan, dem Roten Meer und dem Indischen Ozean legte, hat im Grunde die Verbindung mit Europa, wenn auch im gegenteiligen Sinn, nur noch enger gestaltet.

Aber gerade diese Sperre weckte in Europa nun auch das, was man den kolonialen Gedanken nennen kann, den Gedanken, diese Sperre zu umgehen, um unabhängig auf neuen Wegen das unbekannt Märchenland, den lockenden Osten, Indien, zu erreichen. Der Weg dazu mußte um den Kontinent Afrika führen und nunmehr kam, wie es so oft aus dem Zwang und aus der Verhinderung zu geschehen pflegt, ein ganz großes neues Ergebnis zustande: der ganze Kontinent Afrika wurde entdeckt. Eine neue Epoche in den afrikanisch-europäischen Beziehungen nahm ihren Anfang. Mittel- und Südafrika begannen nunmehr, ein Begriff zu werden. Der Schwerpunkt der afrikanisch-europäischen Beziehungen verschob sich nach dem Süden des afrikanischen Kontinentes. Westafrika und besonders Ostafrika gewannen als Etappenstraßen auf dem Weg nach Indien die größere Bedeutung. Der Vorrang, den das Mittelmeer seit der Antike behauptet hatte, ging auf den Atlantischen und Indischen Ozean über. Die Erfolge der Portugiesen und Spanier veranlaßten auch die Engländer, Holländer und Franzosen dazu, das Mittelmeer aufzugeben und an dem neuen Weg Niederlassungen zu gründen. Die Holländer setzten als erste Siedler an der Tafelbai an, Madagaskar wurde 1642 französischer Stützpunkt, die Holländer besetzten die Mauritiusinseln, die Insel St. Helena wurde englischer Besitz, die Portugiesen behaupteten trotz größter Schwierigkeiten die Hauptpunkte der Ostküste Afrikas. Insel um Insel, Punkt um Punkt an der Küste bekamen neue Herren.

Entsprang die Besitznahme der Stützpunkte an der Süd- und Ostküste mehr geopolitischen Gesichtspunkten, der Sicherung und Behauptung des Weges nach Indien, so hatte die Festsetzung an der Westküste Afrikas handelspolitischen Charakter. Holländer, Franzosen, Engländer und vorübergehend sogar der große Kurfürst, gründeten an der Goldküste und Elfenbeinküste militärische Stationen, die nichts anderes als befestigte Faktoreien waren. Einzelne Forts zahlten sogar den einheimischen Häuptlingen Tribut, um ihre Handelsinteressen möglichst weitgehend zu sichern.

Nur an zwei Stellen, an der Westküste und an der Südspitze Afrikas kam es zu Ansätzen von Besiedlungen des Landes. Die holländisch-indische Kompanie hob 1700 das Verbot des Handels mit den Eingeborenen auf und in verhältnismäßig weitem Umfang wurde rasch, in 50 Jahren etwa, die ganze südliche Küstenstufe Afrikas besiedelt. In Senegambien war die französische Senegalgesellschaft zu Anfang des 18. Jahrhunderts zur Besetzung des Landes längs des Senegals bis zum Ufer des Faleme vorgedrungen. Wenn diese französische Erwerbung auch wieder verloren ging, so bildeten sie doch mit der Besiedlung Südafrikas durch die Holländer einen bedeutsamen Anfang einer Herrschaft der Weißen über ein afrikanisches Territorialgebiet.

Aber zu einer wirklichen Besiedlung und Ausnutzung des Hinterlandes konnte es nicht kommen. Auch die zweite Epoche der Besitzergreifung Afrikas dachte weder an ernsthafte Besiedlung noch an Erschließung der Bodenschätze des Landes. Es lag dazu auch kein unmittelbares Bedürfnis vor. Die neuentdeckten Länder lieferten die meisten der begehrten Erzeugnisse,

sie waren zudem in der reicher bevölkerten und weiter entwickelten indischen Zone viel leichter zu gewinnen als in Afrika.

Erst in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts trat Afrika dann als Gesamtkontinent in das Interesse Europas. Wie englische, französische und vor allem deutsche Forscher Afrika neu entdeckten, ist an anderer Stelle dieses Festes geschildert, wir folgen hier den geopolitischen Gesichtspunkten, aus denen heraus die europäischen Völker zur Landnahme in Mittel- und Südafrika schritten.

Ohne Zweifel bildeten die Ergebnisse der Afrikaforschung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Voraussetzung und den Antrieb zu der modernen Afrikapolitik: erst auf Grund der neugewonnenen geographischen und ethnographischen Kenntnisse war es möglich, sie einzuleiten und durchzuführen. Vieles andere aber kam noch hinzu. Neben dem allgemeinen romantischen und nüchternen Interesse an den neu entdeckten Gebieten trat immer mehr das Bedürfnis der wachsenden europäischen industriellen Entwicklung nach Rohstoffen aller Art zutage. Die bisherige Auffassung von dem Wert der Kolonien, wie sie die Freihandelslehre vertreten hatte, daß die Kolonien im Laufe ihrer Entwicklung vom Mutterland abfallen würden, und daß der Handel sich nicht verringern würde, selbst wenn die Kolonie abgefallen wäre, daß es sich also nicht lohne, besondere finanzielle Aufwendungen für die Kolonie zu machen, war in dem Verhalten der englischen Kolonien zum Mutterlande selbst als unrichtig erwiesen worden. Es kam der Wunsch hinzu, nach den Schwankungen und den Krisen im europäischen Handelsverkehr, neue, sichere Märkte zu gewinnen. Immer stärker machte sich ferner das Bedürfnis geltend, den rasch wachsenden Bevölkerungen Europas ein Auswanderungsgebiet und zwar in eigener Reichshoheit zu schaffen. Und schließlich war es das neu erwachte nationale Machtgefühl der beiden Staaten Deutschland und Italien, die nach Übersee drängten: Deutschland aus wirtschaftlichen Gründen, Italien aus nationalpolitischen Gründen und aus der Gunst seiner Lage am Mittelmeer.

Drängte so die europäische Entwicklung zu neuer Einstellung den überseeischen Gebieten gegenüber, so darf man doch nicht übersehen, daß es im Grunde machtpolitische Tendenzen waren, die auch die neue Richtung bestimmten. Frankreich hatte nach seiner Niederlage 1870/71 sich kolonialen Aufgaben zugewendet. Es baute Algerien aus, es erwarb das Protektorat von Tunis, es bemühte sich um Erweiterung seines Einflusses in Marokko, es versuchte über seine Besitzungen in Sudan nach Osten bis zum Nil und zum Roten Meer vorzustoßen. Ganz deutlich zeichnete sich die französische Absicht ab, ein großes, geschlossenes Kolonialgebiet zu schaffen, in dem auch alle Verkehrswege, alle Anschlüsse an das Meer miteinbezogen werden sollten. Und vor allem, der nördliche Teil des afrikanischen Kontinentes begann langsam wieder in den Vordergrund zu rücken.

In ähnlicher Weise, nur in noch stärkerem Maße, drängte England auf eine Zusammenfassung seiner weitverstreuten Besitzungen. Auch bei den englischen Bestrebungen rückte Nordafrika in den Vordergrund,

wenngleich das weiter verzweigte englische Interesse auch den Süden und Osten Afrikas miteinbezog. Sicherung des Weges nach Indien, Beherrschung aller wichtigen Punkte an der Ostküste Afrikas, Sicherung aller Wege nach dem Innern und aus dem Innern Afrikas, das war das englische Ziel, das mit großzügigem Weitblick in einer ersten großen Zusammenfassung vom Kap bis Kairo sich auszuwirken begann.

Im Zuge dieser Bestrebungen annektierte England die Republik Transvaal (1877), und wenn es auch 1881 diese Annektion milderte, so behielt es doch die Kontrolle über Transvaal und den Oranjestaat. Es erwarb 1875 die Suezkanalaktien des Khediven von Ägypten, es ließ sich von der Türkei die Insel Cypern abtreten, um seine Stellung im Suezkanal zu verstärken, und es stellte schließlich die Insel Sokotra am Ausgang des Roten Meeres unter seinen Schutz. England legte in diesen Jahren endgültig die Grundlage zu dem Plan Kap—Kairo, der die Zusammenfassung von ganz Ostafrika unter britische Hoheit und der die Absicht, den Indischen Ozean zu einem Britischen Mittelmeer zu machen, in sich schloß.

In den Bestrebungen Frankreichs und Englands, tief in das afrikanische Land hineinreichende, geschlossene Kolonialreiche zu bilden, liegt der große Wendepunkt afrikanischer Kolonialpolitik. Denn damit schloß sich erstmalig der Kreis um ganz Afrika. Nordafrika, Mittel- und Südafrika wurden eine Einheit, die Stützpunktpolitik wurde zu einer Territorialpolitik, innerhalb der die Machtfrage eine große Rolle spielte. Nordafrika gewann seine alte Bedeutung als Zugangsweg zum ganzen Kontinent wieder, damit gewann der Weg selbst eine erhöhte Bedeutung. Das wurde absolut deutlich in dem erst stillen, dann offenen Ringen der beiden Großbesitzer in Afrika, Englands und Frankreichs, um den Besitz Ägyptens und des Suezkanals.

Wenn Deutschland die daraus entstandene Entfremdung zwischen den beiden Mächten mitbenutzend ebenfalls Anspruch auf Kolonialbesitz in Afrika erhob — und diesen Anspruch verwirklichte, so war das kein Eingriff in fremde Rechte. Es nahm niemand etwas weg, es besetzte nur Gebiete, auf die weder England noch Frankreich Anspruch erhoben hatten. Es nahm dasselbe Recht für sich, mit dem alle europäischen Länder afrikanische Gebiete erworben hatten, das Recht des großen europäischen Volkes, Anteil an überseeischen Gebieten zu haben, das Recht für seine Wirtschaft die Rohstoffe zu sichern, die es brauchte, und für seine Auswanderer ein eigenes Kolonialreich zu gründen, in dem jeder Deutsche als Deutscher leben konnte.

Und Deutschland hat sehr schnell bewiesen, daß es im wahren Sinn des Wortes zu kolonisieren in der Lage war. Es kam mit neuen Ideen und mit neuen Methoden. Es erschloß das Hinterland seiner Besitzungen, nicht um mit dem Landbesitz einen weitreichenden, weltpolitischen Machtfaktor zu schaffen, es erschloß die Gebiete, um das Land zu befrieden, um Platz für Siedler zu schaffen, um Rohstoffe zu gewinnen, und um sein Handelsvolumen zu erweitern. Es gründete Schulen, es baute Spitäler, es errichtete hygienische Institute und landwirtschaftliche Versuchsstationen, es baute Straßen und Eisenbahnen, es brachte die ganzen

reichen Hilfsmittel seines organisatorischen und wirtschaftlichen Können, es entwickelte als erstes Volk den Gedanken, Afrika zu einem weißen Kontinent zu machen, ohne die Eingeborenen in ihrem Lebensrecht zu schmälern. Kein anderes Volk hat so viel für die Entwicklung und Förderung seines Kolonialbesitzes getan, nicht in Jahrhunderten, wie das deutsche Volk in 30 Jahren.

Wenn man rückblickend die koloniale Entwicklung Afrikas bis zum Ausbruch des Weltkrieges übersieht und die Beweggründe aneinanderreicht, aus denen heraus die afrikanischen wie die überseeischen Stationen und Gebiete überhaupt erworben wurden, so ist die Erklärung dafür nicht schwer zu finden, weshalb man Deutschland aus seinem überseeischen Besitz verdrängte. Deutschland hatte sich in seinem Kolonialbesitz in sich geschlossene, wenn auch räumlich auseinanderliegende Gebiete geschaffen. Das entsprach durchaus den Bestrebungen Englands und Frankreichs, Deutschland ging damit keine neuen Wege, beide hatten ja dasselbe mit ihren Besitzungen durchgeführt. Aber das deutsche Vorgehen entsprang anderen Motiven, die weder der französischen noch der englischen Mentalität verständlich waren. Frankreich wie England dachten machtpolitisch, Deutschland wirtschaftlich. Daß aber Deutschland nur wirtschaftliche, keine machtpolitischen Ziele verfolgen wollte und konnte, das lag ganz außerhalb des Denkens beider Mächte. Für beide war Deutschland der gefährliche neue Bewerber, der Störenfried, der sich in ihr Macht- und Sicherungssystem eingedrängt hatte und dessen Absichten zum mindesten bedrohlich und suspekt anzusehen waren.

Deutschland hat nichts unversucht gelassen, um seine alleinige Absicht, Rohstoffgebiete und Siedlungsräume zu haben, zu dokumentieren. Es hat eine weitgehende internationale Zusammenarbeit vorgeschlagen und vertraglich zu sichern gesucht. Deutschland hat vor allem, ganz im Gegensatz zu Frankreich, nie Vorkehrungen getroffen, um eine Kolonialarmee aufzustellen. Das alles wurde übersehen, blieb den vorgefaßten Meinungen und dem anderen Denken gegenüber wirkungslos.

Und es ist merkwürdig, wie Deutschland heute mit genau derselben Mentalität wieder zu kämpfen hat. Deutschland begründet die Rückforderung seiner Kolonien mit wirtschaftlichen Motiven und wieder kommen aus der anderen Mentalität dieselben Befürchtungen gegen die deutschen Forderungen.

Man sagt: Deutschland könne seine Rohstoffe auch ohne eigene Rohstoffgebiete überall einkaufen und man behauptet von den anektierten Gebieten aus nationalen Gründen und Notwendigkeiten nichts zurückgeben zu können. Man sagt dazu, Deutschland werfe einen gefährlichen Zündstoff in die internationalen Beziehungen, wenn es die Rückerstattung seiner Kolonien fordere. Keiner dieser Einwände kann in Wahrheit bestehen. Am allerwenigsten der letzte. Wenn Deutschland um die Rückgabe kämpft, dann kämpft das Recht gegen das Unrecht. Wenn die Alliierten im Artikel 231 des Versailler Diktates und im Verein mit der kolonialen Schuldfrage dem deutschen Volke die Schuld am Kriege glaubten aufbürden zu können, dann haben sie ihm geradezu die Pflicht auferlegt, im Sinne des Rechtsbewußtseins selbst bis zum letzten und äußersten zu

kämpfen, um dem Recht und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Nicht das deutsche Volk hat den Kampf heraufbeschworen, nicht das deutsche Volk ist der Störenfried. Wenn von Schuld gesprochen werden kann, dann liegt sie einzig und allein auf der Seite der Alliierten. Die Argumente der Schuldigen sind längst so schwach geworden, daß sie nirgends in der Welt mehr ernsthaft vorgebracht werden können. Der Versuch, die Kolonialfrage auf verallgemeinernden Wegen, wie z. B. auf dem einer Rohstoffkonferenz auf das Gebiet dilatorischer Erörterungen zu verschieben, ist ein indirekter Beweis dafür. Man sucht Nebenwege, um den Hauptweg zu verdecken, den man doch eigentlich gehen müßte.

Und wie steht es mit den Rohstoffen? Man muß bei der Rohstofffrage bedenken, daß der Gesamtbedarf der Welt bei der immer stärker werdenden Motorisierung und Mechanisierung immer größer wird, daß also die Zahl der benötigten Rohstoffe an sich gestiegen ist. Keine Nation kann heute mehr ohne fortlaufende und ausreichende Versorgung mit Rohstoffen bestehen. Selbst die rohstoffreichsten Länder können ihren Eigenbedarf aus ihren eigenen Vorkommen nicht mehr allein decken. Immerhin sind England, Amerika, die Sowjetunion bis zu einem hohen Prozentsatz ausreichend damit versehen. Eine kleine Zahlenreihe mag zeigen, wieviel allein England aus seinem Mutterland und aus seinen überseeischen Besitzungen liefern kann.

England leistet in der Welterzeugung:

Gold	71%	Nickel	86%
Rohgummi	58%	Blei	43%
Zinn	42%	Zink	32%
Jute	99%	Asbest	71%
Platin	59%		

In anderen Produkten sind Amerika und die Sowjetunion führend. Hierfür seien nur Kohle, Erdöl, Baumwolle, Phosphate, Kupfer, Eisen, Bauxit, Wolle erwähnt, um die wichtigsten anzuführen, und ohne andere rohstoffliefernde Länder wie Frankreich, Belgien und die Niederlande besonders zu nennen.

Wie steht es demgegenüber in Deutschland?

Deutschland besitzt von all diesen aufgeführten Rohstoffen lediglich Kohle und Kalisalze in ausreichendem Maße. Es hat als Folge des Krieges in Elsaß-Lothringen ein gut Teil seines Kali- und fast sein ganzes Eisenvorkommen, es hat in Oberschlesien Kohle und Zinkvorkommen verloren. An Kupfer, Blei, Schwefel übersteigt der Verbrauch weit das Eigenvorkommen. Um nur Kupfer und Erdöl herauszuheben, so förderte Deutschland 1934 an Kupfer 26 000 t, der Einfuhrüberschuß betrug dagegen 240 000 t, im Wert von 90 Mill. Mark. Deutschland förderte 1936 an Erdöl 427 000 t, es mußte aber 1936 515 000 t Rohöl und 1 324 652 t Benzin im Gesamtwerte von 106 Mill. Mark einführen. Es fehlen in Deutschland ganz oder es werden nur in geringen Mengen gefördert: Antimon, Bauxit, Chrom, Glimmer, Magnesit, Manganerze, Nickel, Phosphate, Platin, Quecksilber, Zinn, Vanadium, Wolfram.

Was Wolle anbelangt, so mußte Deutschland 1934 einführen: Baumwolle 330 000 t im Werte von

238 Mill. Mark, Wolle 365 000 t im Werte von 175 Mill. Mark.

Zinsichtlich der Fette und Öle ist die Not Deutschlands offenkundig. Das erklärt sich ganz einfach daraus, daß die Mehrzahl der Nutzpflanzen, aus denen sie erzeugt werden, nur in warmem Klima gedeihen. Auch hier müssen die Zahlen sprechen: Deutschland führte an Ölfrüchten 1934: 2 234 396 t und in 1935: 1 334 447 t ein, im Werte von 220 Mill. bzw. 350 Mill. Mark. $\frac{1}{4}$ des Bedarfes könnte aus unseren Kolonien gedeckt werden. Das mag genügen. Demgegenüber mögen die Rohstoffe aufgeführt sein, die unsere Kolonien zu liefern in der Lage sind. Es wurden gewonnen:

1. Gold in Deutsch-Ostafrika (englisches Mandatsgebiet, Tanganyika Territory) und Deutsch-Neuguinea (australisches Mandat) im Jahre 1934: 322, 602 Unzen. (1 Unze = 28,35 g.)
2. Diamanten in Deutsch-Südwestafrika (Mandat der südafrikanischen Union) und Ostafrika: insgesamt für etwa 600 Mill. Mark.
3. Kupfer in Deutsch-Westafrika. Der Abbau wurde infolge der Weltkrise eingestellt. Der Wert aber der von uns seit 1906 geförderten Kupfer-, Blei- und Zinnerze betrug bis zur Betriebseinstellung etwa 200 Mill. Mark.
4. Vanadium (sehr hartes, weißes Metall, das als Stahlzusatz Verwendung findet) in Deutsch-Südwestafrika, bisher abgebaut für 20 Mill. Mark.
5. Zinn in Deutsch-Ostafrika 1934: 600 t, in Südwestafrika bisher für 7 Mill. Mark.
6. Glimmer in Deutsch-Ostafrika.
7. Phosphate in Nauru (Südseeinsel, zu Deutsch-Neuguinea gehörig, englisches Mandat), und in geringerem Maße auch in Angaur (Südseeinsel zu den Karolinen gehörig, japanisches Mandat) 1934: 639 859 t.
9. Asbest in Deutsch-Südwestafrika.
10. Salz in Deutsch-Ostafrika.

Der Gesamtwert, der in den deutschen Kolonien gewonnenen Bergbauprodukte beläuft sich bis zur Gegenwart auf mehr als eine Milliarde Mark, von denen $\frac{1}{5}$ in der Nachkriegszeit von den Mandatmächten gewonnen wurden. Und alle diese Produkte, das sei noch einmal vermerkt, wurden nur in dem deutschen Kolonialgebiet gefördert, die Förderung und das Vorkommen in anderen Kolonien ist hiermit nicht eingerechnet.

Genau so verhält es sich in der Frage der besiedlungsfähigen Böden Zentral- und Südafrikas. Ich sage ausdrücklich der Böden Afrikas. Es ist nicht Deutschlands Ziel, Masseniedlungen in den Kolonien zu organisieren. Deutschlands Ziel geht dahin, Kolonialdeutsche in aller Welt, Überseekolonisten und neu Auswandernde in seine eigenen Kolonien zu übersiedeln und eine Siedlung im ganzen zu fördern, die für die Entwicklung der Rohstoffquellen wünschenswert und notwendig ist. Wenn hier von Besiedlungsmöglichkeiten die Rede ist, so dient die folgende Übersicht lediglich dazu, die Größe und Raumweite Afrikas in der Besiedlungsfähigkeit aufzuzeigen, und um den Behauptungen entgegenzutreten, daß Afrika nun einmal aufgeteilt sei und keine Räume mehr verfügbar wären.

Wie liegen hierin die Verhältnisse?

Wenn man eine Karte der Bodengestalt Afrikas betrachtet, so fällt auf, daß in Afrika südlich der Bergketten des Atlasystems weite Flachländer mit verschiedenen Höhenlagen vorherrschend sind. Neben einer Anzahl Becken erheben sich gewissermaßen als deren Umrahmung und Umrandung Hochflächen, Schwellen, die oft zu bedeutender Höhe ansteigen. Von Abessinien über das Hochland der großen Seen südwärts durch das ganze südafrikanische Dreieck, ziehen sich solche Hochländer hin. Diese Schwellen und Hochländer sind die besiedelten und besiedlungsfähigen Teile Afrikas. Wollte man die Hauptbecken herausnehmen, so würden dies das Kalahari, das Unjamwesi-Ugandabecken, das Kongo-, das Tschad- und Nilbecken und das Westsaharische Becken sein; die Schwellen im wesentlichen nördlich der südwest- und südostafrikanischen Randgebirgsländer: die Lundaschwelle, südlich des Kongobeckens, die Njassa- und ostafrikanische Schwelle, die Zentralafrikanische, die Asande- und die Süd- und Nord-Guineaschwellen. Der Umfang dieser Schwellen und Hochländer würde nach einer Berechnung von A. Zintgraff, ohne die nördlich des Sudan anschließenden Schwellen dazu zu nehmen, 1 300 000 qkm betragen. Sie sind alle unter gewissen Voraussetzungen besiedelbar und könnten wieder nach Zintgraff etwa 550 000 Siedler aufnehmen. Für den Anfang natürlich. Nach Erschließung der Gebiete könnte das Vielfache an Siedlern dort unterkommen, besonders wenn zusammenhängende Schwellen wie die Südguinea- und die Lundaschwelle in Verbindung mit dem südafrikanischen Randhochland unter einheitlichen Gesichtspunkten besiedelt würden, oder wenn z. B. das ganze ostafrikanische Schwellengebiet zusammengefaßt würde.

Eine solche Besiedlung würde natürlich eine ungeheure Besiedlungsarbeit verlangen. Es müßten Wege und Eisenbahnen gebaut, es müßten umfangreiche hygienische Maßnahmen getroffen werden. Besonderes Augenmerk müßte auf die Erbohrung von Wasserstellen gerichtet werden. Das Wasser ist, wie in allen südlichen Gebieten, der große Lebensspender; der Wassermangel ist der große Feind und das große Hindernis aller Siedlungsversuche. R. Kayser hat das in Heft 5, Jahrgang 1936, der Kolonialen Rundschau an Hand einer von E. Gillmann angefertigten Bevölkerungskarte Ostafrikas dargetan, wo er von den weiten menschenleeren Räumen, den an sich gesunden, aber wasserarmen Hochlandgebieten Ostafrikas berichtet. Wo Wasserstellen geschaffen sind, oder natürliche Wasservorkommen vorhanden sind, wie z. B. im Kuanda- und im Urundigebiet, da häuft sich die Bevölkerung sofort zu großer Dichte, denn die Böden der Schwellen und Hochländer sind an sich fruchtbar. Allerdings würde solche Erschließung selbst bei planvollem langsamen Vorgehen große Kapitalaufwendungen beanspruchen. Bei den technischen Möglichkeiten der heutigen Zeit würde sie aber kein unüberwindliches Hindernis darstellen. Wenn schon die Eisenbahn mit ihren Wasserstellen, die sicher nicht viel leisten können, dazu geführt haben, daß längs der Bahn überall Siedlungen entstanden, so dürfte auch im Lande die Siedlung schnell zunehmen, wenn erst die Wasserfrage einigermaßen angepackt werden könnte.

Können England, Belgien, Frankreich oder die Südafrikanische Union solche großzügige Erschließungsarbeit leisten? Das ist die Frage, die den Kern des Widerstandes dieser Mächte enthält. Die afrikanischen Besiedlungsfragen sind nur gemeinsam zu lösen oder aber von einem von geschlossenem Kolonialwillen besetzten Volk, das zudem über die zum Siedeln nötigen Menschen verfügt. Solche Völker stören aber die Ruhe der Besitzenden, die weder den Kolonisationswillen aufbringen noch die Siedler, die solche Kiesenarbeit anzufassen gewillt sind. Überall im südafrikanischen Dreieck könnten neue Siedlungsgebiete entstehen, neue Staatsgebilde, denen allerdings eine starke Eigenkraft inne wohnen würde.

Man könnte ein verlockendes Bild solcher Kolonisationstätigkeit entwerfen. Welche Möglichkeiten könnten sich hier bieten für die hygienische Forschung, um Schlafkrankheit, Malariafieber und Tierkrankheiten zu verbannen — das ist ja auch in Amerika möglich gewesen —, welche Aussichten für die Aufforstung, für den Bau von Straßen, Siedlungen, für die Nutzungsmachung von Wasserkraften. Es könnte sich natürlich nur um ein langsames, schrittweises Vorgehen handeln, um „liebvolle Kleinarbeit“ wie Kayser es nennt. Sie könnte ein Ziel der Zukunft sein, besonders wenn es notwendig sein sollte, Afrika gegen farbige Einwande-

rung zu schützen, um Afrika dem weißen Manne zu erhalten.

Uns brennt aber im Augenblick anderes auf den Nägeln. Nüchterne Erwägungen und Überlegungen lassen zu dem hinsehen, was möglich ist. Die Überschau über die koloniale Entwicklung Afrikas hat gezeigt und deutlich erkennen lassen, daß kein Volk Europas ein Sonderrecht an Afrika besitzt. Alle Völker Europas haben im Laufe der Jahrhunderte ihren Teil zur Erschließung des afrikanischen Kontinentes an irgendeiner Stelle beigetragen. Der Anteil Deutschlands steht in keiner Weise hinter dem eines anderen Volkes zurück. Deutschland kann überdies in die Waagschale werfen, daß es zu keiner Zeit machtpolitische Ziele verfolgte, um irgendein anderes Volk in seinem Bestande zu schmälern oder es zu behindern. Deutschland kann aber vor allem, was keines der anderen Völker bestreiten kann, für sich das hohe moralische Recht in Anspruch nehmen, für sein bedrängtes Volk Lebensrecht und Lebensmöglichkeit zu suchen und zu fordern. Deutschland in diesem Recht, das zur Pflicht wird, zu behindern, würde jedem menschlichen Denken und jedem menschlichen Gefühl überhaupt widersprechen.

Deutschland sucht nichts anderes als diese Pflicht zu erfüllen und das gibt ihm das Recht, seine koloniale Gleichberechtigung und seinen Kolonialbesitz in seinem vollen Umfang zurückzufordern.

Frau in der Mietskaserne.

Wir wollen keine Almosen,
Wir wollen kein Mitleid.
Wir hassen sie, die mitleidigen Fingers auf uns zeigen.
Mitleid beleidigt uns.
Erwerben, verdienen wollen wir, was uns not tut.

Wir arbeiten.
Unsere Kraft, unsern Fleiß, unsere Zeit geben wir hin.
Was begehren wir dafür?

Ein Heim, das Heimat ist.
Einen gedeckten Tisch für uns und unsere Kinder.
Ein Buch, ein Lied für den Feierabend.
Und Raum,
Lebensraum, Werderaum für unsere Kinder.

M a r i a K a h l e i n . D i e d e u t s c h e F r a u u n d i h r V o l k .

Jans Grimm Das Haus in der Steppe.

Der alte Weg der Ochsenwagen und der Truppe, der der Länge nach durch die Einsamkeit und die Weite und den Durst von Südwest zieht und der, seitdem ihn Kraftwagen aufrollen, zuweilen seltsam trostlos und nackt und gottverlassen erscheint, der lange alte Weg schneidet in der Gegend des roten Torobodens eine Farm von achtzigtausend Morgen Größe.

Es ist links rückwärts, wo Himmel und Erde sich berühren, der helle Weißrand noch zu sehen, es steht rechts am Rimm der dunkle Schwarzrand, es liegt der Große Bruffkaros nordwestlich hingewuchtet, und im Süden tauchen die Karrasberge auf; sonst scheint alles unendliche Steppe.

Es kommt dann am Wege zwischen Dornbüschen ein ordentliches Soldatengrab, wo einer von den vielen jungen Soldaten, die zum Abenteuer des Aufstandes sich meldeten, nicht einer von den alten Reitern der Truppe, an dem Platze schläft, an dem ihn die Gottentotten beim Abkochen abgeschossen haben.

Und dann beginnt die Farm. Das Wohnhaus taucht auf hinter einem Erdbuckel, so an die dreihundert Meter vom Wege errichtet. Am Wege liegt dann gleich die Wasserstelle mit Windrad und Tränke. Um die Tränke treibt sich stets Vieh herum; und es scheint auch, als ob sich drei oder zwei von den fünf Söhnen des Farmers immer in der Nähe der Tränke bewegten. Die Söhne sind große, breitschultrige Männer mit Vollbärten, sie tragen braune Englischlederhosen und verwaschene gelbe Zenden wie jeder sonst, sie grüßen noch mehr mürrisch als gleichgültig zurück; sie sehen ohne Zweifel bei aller Sonnenverbranntheit wie Deutsche aus, sie bewegen sich zu jeder Zeit, wie norddeutsche Bauern sich Sonntagnachmittags bewegen.

Wenn der Erdbuckel vorbei ist und das Wohnhaus und die Wasserstelle und das Vieh und die weißen Männer mit den zu Haus und Tränke und Vieh gehörigen Farbigen, und wenn die Ebene wieder weit und einsam und tot wird, dann läßt sich in der Steppe nach links ohne Baum, ohne etwas, an die zwei Stunden vom Wege, an die zweieinhalb Stunden vom Hause, aber noch auf der Farm, ein weißgetünchtes anderes Haus erkennen. Das Haus soll einen Raum groß sein, es soll von Luftziegeln gebaut sein. Dieses Haus hat der Farmer um die Jahreswende von 1915 zu 1916 erbaut, alsbald, als er nach der Übergabe der deutschen Truppen bei Khorab an Botha entlassen und heimgekehrt war. Er hat es gebaut und hat das Weib hingewiesen, das bis zur Einberufung und also bis zu seinem und auch seiner zwei ältesten Söhne Abtritt von der Farm im September 1914 — die drei jüngeren befanden sich damals in einer Schulsammelstelle — seine richtige und einzige Ehefrau gewesen

¹ Die Erzählung „Das Haus in der Steppe“ aus dem Band: Luderitzland (Langen-Müller, München) wird hier mit Genehmigung des Verfassers und des Verlages abgedruckt; s. a. S. 136 des Fachtiles.

war. Seit dem Jahre 1916 wohnt das Weib in dem Hause in der Steppe. Weder der Mann noch die Söhne und auch kein anderer Weißer besuchen das Haus, und die Farbigen hüten sich wohl, es zu betreten oder nur auf Rufweite zu einem Schwatze stehenzubleiben.

Um diese Farm und unter diesen Menschen hat sich folgendes ereignet.

In den neunziger Jahren, als sich für Reiter der deutschen Truppe in Südwest Möglichkeiten der bedingten Entlassung und Ansiedlung noch vor Ablauf der ganzen Dienstzeit boten, nahm der zum Sergeanten vorgerückte Reiter Karl die Gelegenheit wahr. Der Anfall eines Erbes von fünftausend Mark von Deutschland her, dazu eine Reihe Kisten und Kasten mit Hausgerät kamen, das er schon als Kind gekannt und zum Teil ehrfürchtig betrachtet hatte, machten seine Lage besonders. Es gelang ihm, gegen Widerspruch der Amtspersonen, den unverhältnismäßig großen Plan zur Farm zu vereinigen an der Stelle der südlichen Südwest-Steppe, auf die er seit Jahr und Tag seinen Kopf gesetzt hatte. Die Stelle war nicht reich, wenn man das eine sichere Wasserloch nicht schon als Reichtum rechnen will, sie hatte auch sonst keine Günst für sich.

Warum der Reiter Karl gerade dieses unwirtschaftliche Stück Weite gewollt und schließlich mit Trotz erzwungen hatte, wußte er wahrscheinlich selbst nicht zu erklären. Vielleicht war er nur eines Morgens auf einem Patrouillenritte hier aufgewacht und hatte gespürt vor der aufsteigenden Sonne, daß er mit dieser Welt und nur mit ihr eines Atems sei im Guten und Bösen.

Aber welcher Mensch weiß überhaupt, warum er in einem Neulande noch einmal, wie vor Jahrtausenden der Ahn in Europa, sein Schicksal einer fremden Ebene, einem fremden Berge, einem fremden Flusse ganz verbindet, als seien eben sie seit langem die Ziele des Blutstromes von Geschlechterreihen?

Der Sergeant Karl hatte im letzten Jahre seiner Reiterzeit Beziehungen zu einem jungen farbigen Mädchen gehabt. Sie war keine Gottentottin, sie war auch nicht das, was man in Südwest ein Bastardmädchen nennt, sondern sie war, so hieß es, die Tochter eines polnischen Jägers und Händlers und Abenteurers und eines Kapweibes. Der Pole hatte das farbige Weib und das Kind auf einer Fahrt durch das Durstland der Kalahari mitgebracht, und als er und das Weib unterwegs starben, war das Kind durch seine Ketter, die Bastards von Mier, an die Missionare gelangt. Die Missionare hatten es gut gehalten und hatten es aufgezogen auf der Grenze zwischen Weiß und Farbig, wie es ihm zukam. Das in seiner Art auffällige, sehr wohlgestaltete Mädchen geriet ihnen nicht völlig zur Freude, doch wurde sie auch keine lose Dirne. Als sie für den Unteroffizier wusch und nähte, entstanden die Beziehungen zu ihm,

und das Mädchen sah danach keinen andern Mann mehr an und entließ ganz entgegen ihrer früheren Gewohnheit jedem fecken Gespräche.

Es gab in jenen Jahren wenig weiße Frauen im Südwesten Lande, und von einer gewissen deutschen Vertriegenheit der Gedanken her schien es damals nicht ganz verkehrt, daß Reiter, die Siedler wurden, gesunde und etwas erzogene Eingeborenenmädchen und erst recht halbblütige Mädchen, die also neben andern schon weiße Vorfahren gehabt hatten, als richtige angetraute Ehefrauen zu sich nähmen. Die falsche Folgerung war etwa: „Frauen müssen die Siedler haben für ihren Körper und ihre Arbeit, landesgewohnte Frauen sind besser als heimwehkranke Frauen, ein Aufzüchten ist möglich, und solche Schwägerschaften sichern schließlich den Frieden des Landes.“ Und wo ein Befürworter seine Meinung mit weniger nüchternen, mit frommeren Sätzen auszudrücken trachtete, lief sie doch auf nichts anderes hinaus.

Als der Sergeant den vorzeitigen Abschied gewährt erhielt, als die Farm ihm zugesprochen wurde, und als damit feststand, daß er nun ein sesshafter Mann sein werde, sagte der Missionar, aber sagte auch sein früherer Hauptmann zu ihm: „Wie ist das mit dem Mädchen? Wenn Sie es zu sich nehmen wollen auf die Farm, dann müssen Sie — so sagte der eine — dann sollten Sie — so sagte der andere — es auch heiraten.“ Der Sergeant antwortete, das sei sein Vorhaben. Er erfüllte das Vorhaben. Und der Hauptmann schrieb ihm: „Sie haben unter den Umständen das Richtige getan, und ich freue mich auf den ersten Besuch bei Ihnen.“

Der Hauptmann führte den Besuch nach vier Jahren aus; er hatte ein Kommando weit fort im Norden gehabt, und dann geriet ein Heimatsurlaub dazwischen. Als er nach dem Urlaub einen neuen Posten bezog, kam er von Windhuk aus den alten Weg der Truppe und der Ochsenwagen geritten, der der Länge nach durch die Dürre und Weite und Einsamkeit des Südwesten Landes zieht.

Das Soldatengrab zwischen den Dornbüschen war noch nicht da, denn es war noch die Zeit vor dem Aufstande; aber als die Dornbüsche vorüber waren, tauchte hinter dem Erdbuckel das Wohnhaus damals wie heute auf, und das Wasserloch, wenn es noch kein Windrad hatte, war gefast, und eine Tränke war gemauert, und Vieh wartete an der Tränke, und zwischen dem Vieh und den tränkenden Sottentotten stand der Farmer Karl mit einem Knirps von einem Jungen an der Hand. Da der Farmer der Reiter ansichtig wurde, ging er ihnen rasch entgegen und nahm seinen früheren Hauptmann in Empfang.

Mittlerweile war Widerspruch laut geworden gegen die Rassenvermischung in Südwest; und auch dem Offizier schien nach dem Heimatsurlaube der Kat, den er selbst diesem Manne gegeben hatte, nicht mehr richtig, ja kaum verständlich. Er hatte seit dem Vorabend sogar eine geheime Scheu vor dem Betreten des Hauses bei sich bemerkt. Er erlebte eine angenehme Enttäuschung. Das Haus war nicht nur von außen mit Sorgfalt aufgebaut, sondern es war im Innern peinlich genau gehalten; es hätte bei den alten deutschen blanken Gerätstücken eine fast strenge norddeutsche Frau mit noch mehr Sinn für Hausordnung als

für Hauswärme, um es so auszudrücken, hier walten können. Der Offizier wunderte sich, er dachte: Wie ist das? Ich habe sie doch oft gesehen. Sie war eine sehr hübsche Person und war gewiß kein Luder, aber das hatte sie nicht an sich. Und der Abenteurer von weissem Vater hat es ihr auch sicher nicht vermacht.

Er fragte nach der Frau. Der Farmer sagte: „Sie ist hinten, sie hat mit den Kindern zu tun.“ Die Frau erschien als Hausfrau nicht vor dem Gaste, was im Falle solcher Ehen freilich gewöhnlich war; sie erschien aber auch nicht als Mitdienerin, wie es sonst wohl zugeht.

Am Morgen vor dem Aufbruche sah der Offizier sie zufällig. Er merkte, daß sie zur immer noch guten Gestalt und bekannten Auffälligkeit jetzt fast schön geworden sei, aber er meinte auch zu spüren, daß sie wie unter einem Zwange einhergehe.

Der Hauptmann ritt nicht ganz zufrieden weiter, er war nicht schnell, er blieb einsilbig; er fragte sich ein paarmal: Was ist denn geschehen? — Was ist denn eigentlich in mir los? Der Leutnant, der mit ihm ritt, sagte beim Absatteln: „Haben Herr Hauptmann die Frau auch gesehen? Die könnte doch gezeigt werden? Sie hat, weiß Gott, mehr Rasse als unser Sergeant Karl und erst recht als unser gutes, liebes Missionshepaar, das sie zu erziehen versucht hat.“ Der Hauptmann erwiderte: „Wie lange sind Sie in unserm Lande?“ Der Leutnant kannte diese Frage, er erwiderte dienstlich: „Fast zwei Jahre, Herr Hauptmann!“ Er dachte: Wenn du launisch sein willst, ich komme auch ohne Unterhaltung aus. Der Hauptmann sagte beim Aufsteigen: „Sie wissen immer alles so schnell!“ —

Nach dem Aufstande, nach den langen schweren Jahren des Aufstandes begann die Besiedlung des Landes von Deutschland her richtig. Sehr viele junge Männer, Offiziere und Soldaten, waren aus der übervollen Heimat zu dem freiwilligen Dienste herausgekommen und hatten ahnen gelernt, was es bedeute, wenn ein Mensch Raum und Luft und Stille um sich hat; und als der Dienst vorbei war, kehrten sie als unwissentliche Werber für Südwest nach Hause.

Die neuen Siedler brachten ihre deutschen Frauen mit oder ließen, so schnell es anging, ihre deutschen Bräute nachkommen. Danach fing es in allen Farmhäusern anders auszugehen an; und die weißen Frauen blieben natürlich nicht hinten und erschienen auch nicht so gleichsam nebenher als Mitdienerinnen, sondern sie standen recht weit vorne in der Stube und spielten, weil sie immerhin noch wenige waren, hier und dort vielleicht sogar eine größere Rolle, als ihnen zukam.

In der leuchtenden Zeit nach dem Aufstande, und das heißt also in den Jahren bis zu dem dümmsten, heillosen Kriege, der je stattgefunden hat — denn das war der Bothazug gegen Südwest — in der leuchtenden Zeit, in der Liebe und Pflege und Arbeit und Geld und Pflichtbewußtsein nach Südwest gebracht wurden wie niemals vorher und niemals nachher, in der leuchtenden Zeit hatten es diese und jene Alten dennoch schwerer. Sie kamen nicht ganz mit, sie gehörten in gewissem Sinne schon zu einer Vergangenheit, früher galten sie mehr, jetzt galt das Land mehr. Sie taten, als wenn sie sich stemmten; im stillen gaben sich

manche auf ihren Farmen und in ihren Häusern eine etwas quälereische Mühe.

Bei dem Farmer Karl blieb die Frau und blieb das Haus mit den alten deutschen blanken Gerätsrücken angestrengt genau und wurde in diesen Jahren das Windrad aufgesetzt und wurde zur Zucht Rassevieh angeschafft und wurde ein Hauslehrer gehalten, wenigstens solange es die Schulsammelstelle für die Kinder noch nicht gab.

Im Jahre 1914 übertrugen die Buren Botha und Smuts, weil sie sich für ihr Land Südafrika und ihre Partei einen Vorteil versprachen, den großen europäischen Krieg unter die spärlichen Weißen in das südliche Afrika.

Zuerst ritt des Farmers Karl ältester Sohn von der Farm ab als deutscher Soldat zur Verteidigung der Südwesten Erde gegen den Angriff; dann folgte als Freiwilliger der zweite Junge; dann, als der Feind schon im Lande war, wurde der Vater, der Farmer selbst, aufgerufen. Und dann waren er und die zwei Söhne mit dabei auf dem monatelangen Ritte, als die winzige deutsche Truppe, nur immer ausweichend, nur immer hoffend auf eine Änderung von Deutschland und Europa aus, da sie selbst gegen die Übermacht doch nichts oder wenig ändern konnte, sich nach Norden drängen ließ, fortwährend nach Norden.

In jener Zeit, der Feind hatte sich im Süden und in der Mitte überall festgesetzt und versuchte bei Beschlagnahmen und Plündern und Kommandieren und Bestrafungen und Quälereien und Erpressen seinen „Sieg“ zu genießen, kam auf irgendeine Weise von der Schulsammelstelle der dritte Junge des Farmers Karl nach Hause.

Er sah nach dem Vieh, er fand, daß es zum Teil vom Feinde, zum Teil von den eigenen Eingeborenen der Farm abgetrieben war. Er sah nach dem Hause, er fand, daß es zum Unterschiede von andern nicht stark ausgehohlen sei. Er bemerkte alle die bekannten alten deutschen Gerätschaften seines Vaters, nur blank waren sie nicht mehr, nur starre die das Haus vor Liederlichkeit, die Stube und die Küche und die Schlafzammer. Es war nichts durcheinandergerührt von zerstörerischen oder diebischen Patrouillen wie in anderen einsamen Häusern, es war einfach von seinem Bewohner ungepflegt, mit Willen und Leidenschaft ungepflegt — denn so muß man es ausdrücken — bis zur völligen Verschmutzung.

Der Junge kam tags darauf bei einem Nachbarn, vierzig Kilometer nach Osten, vorgeritten. Der Nachbar war frühzeitig wegen eines Unfalles von der Truppe entlassen worden, der vordringende Feind hatte ihn nach Keetmanshoop verschickt; vor einem Monat war ihm die Rückkehr auf die verwüstete eigene Farm gestattet worden. Der Nachbar kannte die Verhältnisse des Farmers Karl wohl.

Der Farmer sagte: „Na, Albert?“ Der Junge fragte, ob er ein wenig dableiben könne. Er sagte: „Vater kommt doch vielleicht bald wieder.“ Er sagte sonst nichts. Der Farmer antwortete: „Bleibe man. Ich glaube auch nicht, daß der Krieg noch lange dauert, hier nicht und in Europa nicht. Es kann gar nicht angehen.“ Er sah sich den Jungen an diesem und dem

nächsten Tage stillschweigend an. Er fragte einmal: „Du bist doch auf dem Wege von Gibeon über Reitersbrunn geritten?“ So hieß die Farm des Farmers Karl bei der Truppe. „Ist auch bei euch alles gestohlen und kaputt geschlagen?“ Der Junge antwortete: „Das halbe Vieh haben sich die Südafrikaner geholt, und anderes Vieh haben die Zottentotten abgetrieben; aber vier Ochsen und drei Kühe und ein Pferd und ein paar Bockies sind da, und von Vaters Sachen im Hause scheint nicht viel fort.“ Der Nachbar sagte: „Dann ist es euch ja gut gegangen.“ Der Junge sagte nicht „Nein“ und sagte nicht „Ja“.

Der Farmer wartete noch zwei Tage, dann gab er an, er müsse nach Gibeon sich melden, aber er ritt nach Reitersbrunn. Er traf unterwegs einen anderen Heimkehrer aus der weiteren Nachbarschaft. Er fragte: „Was ist auf Reitersbrunn los?“, der andere zuckte mit den Achseln: „Dem Karl seine Frau soll einen Zottentotten bei sich im Hause haben.“ Der Nachbar sagte: „Was? Die ordentliche Person?“ Der andere entgegnete: „Sie wird die Ordentlichkeit leid geworden sein, die hat ihr viel zu viele Jahre gedauert.“ Der Nachbar sagte: „Da muß man doch was tun!“ Der andere antwortete: „Was heißt, was tun? Wenn du hingehst und dem Burschen den Fußtritt gibst, den er nötig hat, daß er zum Tempel rausfliegt, und daß ihm jede Lust vergeht, dann läuft er zum Buren-Engländer und hebt die Schwurhand hoch, und dann kostet's dich erstens Geld, wenn du noch welches hast, und zweitens brummen sie dir ein paar Monate Gefängnis mit Karrenschieben zwischen farbigen auf, und drittens wird dir in der Zwischenzeit das von neuem ausgehohlen, was du dir etwa wieder zusammengelesen hast. Ich habe was gelernt, ich kümmerge mich um niemand mehr als um mich selbst.“ Der Nachbar sagte: „Aber ich!“ Und er ritt ohne Gruß weiter. Er kam nach Reitersbrunn. Er sprach mit einem Eingeborenen. Er sagte: „Na, wartet, ihr könnt euch freuen. Der Farmer Karl ist nächstens wieder da. Und wer der Farmer Karl ist, Herrschaften, das wißt ihr gut.“

Er ließ den Eingeborenen das Pferd halten. Er fand den Gelben im Hause, es war ein Bursch aus dem Kaplande. Er sagte: „Dunnerschlag, Kerl, dich kenne ich doch vom Aufstande her? Wart man, wenn mir das erst alles richtig wieder einfällt. Ich will doch man gleich zu dem Militärmagistrat nach Gibeon reiten und will mit ihm über dich sprechen. Im übrigen, Junge, ist was für dich auf dem Wege.“

Aber dann reichte die ganze mühsame Vorsicht nicht länger, und er schlug drauf für den Farmer Karl und für sich selbst und für viele geschändete und vergewaltigte Deutsche. Bei dem Ausbruche diente ihm zweierlei zum Glück, daß der Gelbe schneller war als er, und daß der Gelbe aus eigenen Gründen den Militärmagistrat in Gibeon scheute.

Der Nachbar kam atemlos zum Wohnhause von Reitersbrunn zurück. Er blieb aber vor dem Hause stehen und sagte vor sich hin: „Was kann ich da noch machen? Das muß Sergeant Karl — er dachte an die gemeinsame Reiterzeit — selber besorgen, wenn er heimkommt.“

Er schlief in der Nacht in der Steppe und war am nächsten Nachmittage zurück auf der eigenen Farm. Er sagte ein paar Tage später zu dem Jungen:

„Albert, du solltest doch einmal hinüber zu euch wegen des Viehs und damit jemand nachsieht. Ich kann eben schlecht fort.“ Der Junge antwortete: „Ja.“

Er war zweiundsiebzig Stunden weg. Der Farmer ritt ihm in einer gewissen Sorge entgegen. Er dachte: Wenn ich den Jungen nicht treffe, reite ich doch ganz hin. Sie trafen sich aber bald.

Da ihre Pferde nebeneinander gingen, fragte der Farmer: „Nun?“ Der Junge antwortete: „Sie haben noch mehr Vieh zurückgebracht. Die Farbigen sagen, daß Vater nächstens kommt.“ Der Nachbar sagte: „Ja, so was habe ich auch läuten gehört.“

Vier Wochen danach war der Farmer Karl da, seinen zwei Söhnen voraus. Die Söhne wurden als Kriegsgefangene Soldaten nach Aus geschafft, der Vater wurde als Farmer-Reservist zu seinem bürgerlichen Geschäfte entlassen. Vielleicht war gut, daß man ihm das Gewehr abgenommen hatte.

Von seiner Heimkehr wurde nur bekannt, daß er die Frau in seinem Hause mächtig geschlagen habe.

Dann begann bald, als der erste Maurer zu haben

war, der Bau des einsamen weißen Gebäudes in der baren Steppe, zweieinhalb Stunden vom Wohnhause von Reitersbrunn und zwei Stunden von dem alten Wege der Ochsenwagen und der Truppe, der der Länge nach durch den Durst und die Weite und Einsamkeit von Südwest zieht und der, seitdem ihn Kraftwagen aufrollen, zuweilen ganz trostlos und nackt und gottverlassen erscheint.

Die Farbigen und nach und nach alle Europäer der Nachbarschaft wußten, sobald das neue Haus weiß in der Steppe zu sehen war, daß dort das Weib für sich wohne, das des Farmers Karl richtige Frau bis zum Kriege gewesen sei.

Der Farmer Karl bekam nach dem Kriege seine Farbigen als Erster der ganzen Umgegend wieder in Ordnung. Gestohlenes Vieh wurde ihm von weither wieder zugetrieben.

Frische Ankömmlinge, die das Wohnhaus von Reitersbrunn besuchen, erzählen: „Ja, er hat ein paar hübsche Stücke; aber blank ist es bei ihm nicht, es sind eben sechs Männer, und sie haben ihre afrikanische Junggesellenwirtschaft. War's denn jemals anders?“

Eberhard Wolfgang Möller Choral.

. . . wir glauben an die Kraft und an die Kinder,
an die Äcker, an das Korn und an das Brot.
Du, o Herr, du großer Überwinder,
überwindest Hagelschlag und Trockenheit und Tod.

Darum stehn wir vor dir, wie wir sind, und legen
sie voll Demut dir in deine Hand.

Dein sind wir und dein ist aller Segen.

Gib uns Kinder, Herr, und gib uns Land!

Gib uns Land, o Herr, und gib uns Wiesen,
wo wir bloßen Haupts und freien Munds
dich lobpreisen können. Aber diesen,
Herr, nur diesen Wunsch erfülle uns.

Aus „Berufung der Zeit“ (Langen-Müller, München).